3 1761 08248487 4

~~Eigentum des Pleut zu Güstrow.~~

Schol. Gustr.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von

Herman Sonnar.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1888.

DT
351
S6

Vorwort.

Die Aufrichtung des Deutschen Reiches, den Traum unserer Väter verkörpernd, hat an Blut, Vermögen und edelsten Kräften Unendliches gefordert — Opfer auf dem Altar des theuern, immer herrlichen Vaterlandes — schwer getragen, aber von keinem treuen Deutschen bereut.

Auch Errichtung und Ausbau des deutschen Colonialreiches, von Einzelnen verkündet, von Unzähligen ersehnt, wird noch viele Opfer kosten: Gedanken, Arbeit, Geld und Leben. Aber der nach außen strebende, fruchtbar thatkräftige Geist des geeinten deutschen Volkes ist durch die coloniale Bewegung, welche durch jenes berühmte Telegramm des Fürsten Bismarck an den deutschen Generalconsul in Capstadt: „Sie wollen amtlich erklären, daß er (Lüderitz) und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen!" die officielle Anerkennung ihrer Berechtigung und die Gewähr ihrer Entwickelung fand, in nationale Bahnen gebracht; aus seiner Stärke wird sich das überseeische Deutschland aufbauen, und die unausbleiblichen Opfer sind nur als reichsprießendes Samenkorn für fruchtreiche Ernte zu betrachten.

Wer sein Volk liebt, muß, das eigene Können kritisch wägend, auch sein Streben wohlwollend zu lenken suchen; und wenn ich in den folgenden Blättern diesem ehrlichen Wollen Ausdruck geben möchte, so geschieht es, weil ein fast zehnjähriger Aufenthalt voll praktischer Arbeit und reich an ziel-

bewußter Beobachtung im tropischen Afrika mir wol ein Recht darauf gibt, und die Hoffnung, jene Opfer vielleicht vermindern zu können, mir die Mittheilung meiner Erfahrungen als Pflicht erscheinen läßt. Um so mehr als dringende Pflicht, da im Kreise der Anhänger und Freunde praktischer Colonialbestrebungen oft verhängnißvolle Irrthümer auffällig werden, welche sich vielfach auf schnellfertiges Urtheil „schneidiger" aber erfahrungsarmer Pseudo-Afrikareisender zurückführen lassen. Ich selbst darf von mir sagen, daß ich in afrikanisch-colonialer Beziehung manches mehr als andere gedacht und erdacht habe, weil ich in längerm Aufenthalt und in praktischer Beschäftigung manches mehr erlebt und durch bittere Erfahrungen gelernt habe!

Wenn ich an andern die Sucht tadle, Einzelbeobachtungen zu verallgemeinern, so sehe ich mich, um denselben Fehler zu vermeiden, genöthigt, meine Angaben und Anregungen, Deutsch-Südwestafrika ausschließend, nur als für das äquatoriale Afrika gültig zu bezeichnen, da ich den Westrand des Erdtheils wol in der großen Ausdehnung von 25 Breitengraden kenne, aber nur in dem äquatorialen Gürtel jahrelang, praktische Erfahrung sammelnd, gearbeitet habe.

Als der begeistertsten Anhänger deutscher Colonisation einer schrieb ich diese Blätter und übergebe ich sie dem deutschen Volke. Mögen sie den Zweck, dem sie allein dienen sollen, erreichen: aufzuklären, anzuregen und anzueifern zu reiflichem Denken und besonnenem Thun, und so mithelfen an dem Aufbau eines überseeischen Deutschland, mittragen an den Mühen deutscher Arbeit in Afrika!

Steglitz, im December 1887.

Herman Soyaux.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel.

Unsere geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse von Deutsch-Afrika 1

Zweites Kapitel.

Was wissen wir vom Klima unserer Colonien? 14

Drittes Kapitel.

Die Pflanzung 42

Viertes Kapitel.

Versuchspflanzungen 78

Fünftes Kapitel.

Die Erziehung afrikanischer Eingeborener 92

Sechstes Kapitel.

Producte der Gegenwart und Zukunft 139

Siebentes Kapitel.

Einige Bemerkungen über die colouiale Erziehung unsers Volkes . . 164

Erstes Kapitel.

Unsere geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse von Deutsch-Afrika.

Die Erdkunde und unsere colonisatorischen Bestrebungen werden noch für lange unter der Verfemung der systematischen Botanik auf das empfindlichste zu leiden haben.
G. Schweinfurth.

Ueberblicken wir die Gebiete Afrikas, welche auf der politisch-physikalischen Karte dieses Erdtheils in ihrer jetzigen Ausgestaltung durch den Farbenton als deutsche Besitzungen und Interessensphären bezeichnet werden, so springt uns auch sofort in die Augen, daß hier fast überall die geographische Erkenntniß sich kaum über die Küstenzonen erstreckt und vielerorten weniger weit in die binnenländischen Gebiete hineintritt, als das in Colonialgebieten anderer europäischer Völker, welche an jenen Gestaden seit längerer oder kürzerer Zeit Fuß faßten, der Fall ist. Und was noch auffälliger scheint: wenn wir die stattliche Reihe von Namen durchmustern, welche mit der Entdeckungsgeschichte Afrikas eng verknüpft sind und deren Träger bilden, so finden wir, daß nicht zum geringsten Theil deutscher Forschungseifer die Geheimnisse des sich allezeit spröde verschließenden Nachbarcontinents gerade in jenen Zonen entschleierte, welche unter fremder Herrschaft stehen.[1]

[1] „Merkwürdigerweise ist hinter unsern Küstencolonien gerade das Land unbekannter als z. B. am Kongo. Ich habe das Gefühl, daß es geradezu ehrenrührig für unsere Leistungen auch auf dem Gebiete der

In den afrikanischen Gebieten Frankreichs thaten noch bis in die neueste Zeit hinein deutsche Forscher Pionierdienste — ich erinnere nur an die Reisen deutscher Gelehrter im Ogowegebiet, im nordwestlichen Sudan und in den Mittelmeerländern, an die Arbeiten der deutschen Expedition an der Loangoküste und besonders im reichen Kuilu-Niadithale — fast alles Gebiete von Afrika, welche erst in jüngerer oder jüngster Zeit zu größern oder geringern Theilen unter die Herrschaft der französischen Tricolore kamen; denken wir ferner an die theuer bezahlte deutsche Forschung in dem Niger- und Benuegelände, welches schließlich im Rathe der Regierungen britischem Einfluß überwiesen wurde; an die nicht unbeträchtliche Betheiligung deutscherseits bei der Erforschung der immensen Länderstrecken des jetzigen Kongostaates, ganz besonders in seinen reichbewässerten südlichen und nordöstlichsten Theilen; an die Mitarbeit landsmännischer Reisender in den unter portugiesisches Banner gestellten Gebieten, an die hervorragende Forschung kühner Deutscher in den ägyptischen Theilen des Sudan, in den südafrikanischen Staaten und in den Ländern Ostafrikas, welche nach den jüngsten Abmachungen dem deutschen Bewerbe verschlossen wurden. In allen diesen fremdstaatlichen Colonien und fremden Staaten ist mancher Schweiß- und Blutstropfen deutscher Landsleute geflossen und hat deutsches Streben zur Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit derselben ein gut Theil beigetragen, während in dem gesammten Deutsch-Afrika in größerer Ausdehnung nur das deutsche Ostafrika geographisch bekannter erscheint und uns durch allezeit anerkennenswerthes Vorgehen

---

Wissenschaft sein würde, wenn wir über das Gebiet hinter unsern Besitzungen keine Auskunft geben könnten, sobald es eine Tagereise von der Küste entfernt ist. Mit den großen Länderstrecken, wo wir weder englische noch französische Concurrenz zu fürchten haben, sind wir viel unbekannter als mit dem Kongogebiet." Reichskanzler Fürst Bismarck in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 10. März 1887.

energischer Männer in kühnem Wagemuth zu eigen gegeben wurde. Diese hier relativ am weitesten vorgeschrittene Kenntniß der geographischen Grundzüge erklärt es auch wol, daß die Hoheitsgesellschaft dieses Theils von Deutsch-Afrika, anderweitig hervorragend in Anspruch genommen, für seine wissenschaftliche Weitererforschung noch wenig thun mochte.[1] Sonst aber? Was wissen wir über Togoland und das, was dahinterliegt? was über Kamerun? was an Details über die ausgedehnten Gebiete Südwestafrikas? Zwar zaubern uns Karten plastische Bilder jener Länder vor, Flußläufe, Seen, Gebirge, Thäler und Hochebenen; wieviel davon aber auf Hörensagen zurückzuführen ist, wie weit da die Phantasie der Eingeborenen ihr Spiel trieb, das sagen uns die bis heute vorliegenden wissenschaftlich-geographischen Berichte über alle jene Länder, die schon in den kleinen in gründlicher Durchforschung bekannt gewordenen Landstrichen Flüsse verlegen, Seen verschwinden lassen, Bergzüge verschieben und Ortsnamen streichen. In schmaler Küstenzone wurde das Togoland von einem deutschen Weltreisenden durchstreift, und seine Schilderungen lassen erwarten, daß die Inlandgebiete dieser kleinsten, aber wie uns scheint nicht ungünstig gelegenen deutschen Colonie derselben einen höhern Werth verleihen, als sie ihn im Urtheil der Menge bisher besitzt; über Kamerun konnte uns noch letzthin ein inhaltlich sonst hervorragendes Werk nur wenig von der Ausdehnung länderkundlicher Erkenntniß berichten; auch über das Lüderitzland, dessen erster Erwerber und Taufpathe nun auch schon das Los so mancher Colonisatoren theilt, hat man uns wenig zu sagen gewußt, was über die innern Längen dieses südlichsten deutschen Herrschaftsbereiches in Afrika gründlich aufklärt, und so bleibt, wie erwähnt, nur das deutsche Ostafrika mit dem deutschen Witulande, dessen natürliche Grenzen nicht nur in geraden Linien

[1] Vgl. „Colonialpolitische Correspondenz", 1887, S. 249.

ohne Vorstellungsanregung angedeutet sind, und welches in seiner Figuration und Oberflächengestaltung uns in mehrern deutschen und außerdeutschen Werken einigermaßen befriedigend dargestellt ist. Hier allein können wir uns mit dem geographischen Material für unsere colonisatorischen Zwecke, wenn auch nur vorläufig, begnügen und die noch fehlenden Aufschlüsse von der allmählichen colonialen Entwickelung selbst erwarten, wenn auch in naturkundlicher Beziehung gerade in diesem Hinblick eigentlich noch alles zu thun übrigbleibt. Sonst hat aber in dem Sinne, daß wir das, was wir verwerthen wollen, zunächst gründlich und wissenschaftlich zu erkennen und uns über seine natürlichen Hülfsquellen zu deren praktischer Ausnutzung eine klare Vorstellung zu machen haben, die Forschung in allen andern Deutsch-Afrikagebieten noch ein weites Arbeitsfeld vor sich. Und wenn die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland (nicht zu verwechseln mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft) ihre Arbeiten, trotzdem sie durch dieselben bisher manch schöne Frucht vom Baume der geographischen Erkenntniß Afrikas pflücken konnte, einstellen sollte, so würde unser Bedauern darüber nur durch den Umstand gemildert werden können, daß die Reichsregierung selbst die Erforschung der deutsch-afrikanischen Herrschafts- und Interessensphären in den Bereich ihrer amtlichen Thätigkeit und Leitung zu ziehen beabsichtigt. Hoffen wir, daß die bereits im Kongo-Forschungsdienst erprobten Reisenden Kund und Tappenbeck, welche, wie wir vernehmen, an dem palmengeschmückten Seestrande von Klein-Batanga, südlich von Kamerun, ihr Hauptquartier aufschlagen werden, uns recht bald ein übersichtliches Bild von dieser einen, zweifellos wol aussichtsvollsten deutschen Colonie im westlichen Afrika in ihrer Gesammtheit entrollen können.

Aber nicht allein damit ist es gethan, daß wir die Räume des Gebäudes kennen lernen sollten, in welchem wir uns häuslich niederlassen wollen, um fleißig in ihm zu arbeiten

und zu erwerben; auch das Material müssen wir betrachten, aus welchem es besteht, die Felder studiren, die zu ihm gehören, um zu wissen, wie wir unsere Bedürfnisse decken, und was wir etwa im Ueberfluß ernten können, um im vortheilhaften Austausch gegen fremde Waare zurücklegend Wohlhabenheit zu erwerben. Der Besitz allein genügt nicht, und auch die geographische Kenntniß der Richtung der Flußläufe, des Streichens der Gebirge fördert uns nicht in der praktischen Verwerthung und Ausbeutung des Besitzes; nicht allein, wie jene Länder aussehen, sondern zu erkennen was sie hervorbringen — das ist der große Schritt, den wir durch die naturwissenschaftliche Erforschung jenes Besitzes zu thun haben, und dieser Schritt wird uns auch Anhaltepunkte für die Beantwortung der Frage verschaffen, was dieser Besitz hervorbringen kann.

Mag man auch einwerfen: was diese Länder bisjetzt hervorbringen, wissen wir, denn das sind die Ladungen, welche die Seefahrer seit langen Jahren bereits dem Welthandel zuführen! Mitnichten! Der Handel, besonders an jenen Gestaden auf die Meeresränder und untern Flußläufe beschränkt, brachte nur die offener zu Tage liegenden Naturproducte, die er in verwandten Formen bereits von andern Erdgebieten her kannte; es ist keine Großthat, daß er auch in Afrika Elfenbein entdeckte, Farbhölzer, Kautschuk, Harze, Oelfrüchte, Metalle, die er, wenn zum Theil auch andern Ursprungs, so doch immer in ähnlicher oder sogar übereinstimmender Art bereits lange aus andern Zonen bezog. Der Handel in unsern deutschen Colonien forschte nicht nach den verborgenen Schätzen der Natur, sondern konnte sich bisher begnügen an den Producten, die ihm auf leichte Anregung hin vom Eingeborenen willig ins Haus und in die Strandfactorei gebracht wurden.

Ich bin nun weit entfernt davon, zu behaupten, daß die Natur in jenen Ländern auch nach ihrer gründlichen Er-

forschung uns so ganz ohne weiteres ungezählte Reichthümer in den Schoß werfen wird, — vielmehr bin ich der Ueberzeugung, daß der Hauptreichthum unserer überseeischen Gebiete in der Arbeit liegt, zu welcher wir durch sie einerseits selbst angeregt werden, und zu welcher wir in dem Bestreben, sie auszunützen, andere anregen müssen! Aber wer sagt uns denn, daß ein detaillirtes Studium der Natur uns nicht noch manche mit Vortheil verwerthbare Stoffe, Hölzer, Drogen und Pflanzensäfte, Producte animalischen Ursprungs, Früchte mannichfacher Art, Pflanzenfasern u. s. w. finden läßt? Entdeckt in unsern hochentwickelten heimatlichen Verhältnissen die Wissenschaft und die Technik nicht noch heute werthvolle Stoffe, die bisher werthlos, z. B. in der Nessel, als Unkraut ausgerottet wurden und unbeachtet, weil unbekannt oder ununtersucht blieben? Warum soll uns der Muth fehlen, auch in jenen neuen Regionen des überseeischen Deutschland nach neuen Stoffen zu suchen, da uns doch das Abschöpfen dessen, was an der Oberfläche so leicht kenntlich dalag, schon reichen Gewinn brachte? Schon von anderer und zwar hervorragend autoritativer Seite — durch den als Naturforscher und Entdeckungsreisenden gleich groß und eben in dieser Doppeleigenschaft unerreicht dastehenden Dr. Georg Schweinfurth[1] wurde darauf hingewiesen, daß die hin und wieder auftauchende Bemerkung von deutsch-afrikanischen Kaufleuten, „es sei dort überhaupt nichts mehr zu holen", ohne factische Begründung und ohne Berechtigung ausgesprochen sei; denn noch weniger, wie sie im allgemeinen im Stande sind, die in den Wäldern wachsenden Stammpflanzen der von ihnen im Handel erworbenen Ausfuhrproducte zu erkennen, werden sie neue verwerthbare Pflanzen ausfindig machen.

Das, was die Natur im tropischen Afrika am reichsten

[1] „Deutsche Colonialzeitung", 1885, S. 479.

gestaltet hat, ist die Pflanzendecke, welche den Boden in Savannen, Steppen, Galerie-, Busch- und Urwäldern bedeckt, und die natürlichen Reichthümer werden zunächst in der Flora jener Gebiete zu suchen sein. Deshalb halte ich es mit dem ebengenannten berühmten Gelehrten für durchaus nothwendig, daß neben der wünschenswerthen geographischen Erforschung unserer Coloniegebiete zunächst die naturwissenschaftliche und vor allem die botanische Erforschung derselben eifrig und energisch zu betreiben ist, weil gerade die Erkenntniß der colonial-afrikanischen Flora am ersten und allein uns gewichtige Fingerzeige für die angestrebte wirthschaftliche Ausnutzung des „schwarzen Deutschland" geben kann. Schon vor Jahren, als ich eben von langjährigem Aufenthalt im tropischen Afrika heimkehrte, sprach ich, auf Erfahrungen gestützt, diese Ansicht aus, ohne daß derselben jedoch bisher praktische Folge gegeben wäre.[1] Das hervorragendste Quellenwerk, welches wir über die Pflanzenwelt des tropischen Afrika besitzen, ist die von Daniel Oliver mit behördlicher Autorisation herausgegebene „Flora of tropical Africa", im Jahre 1868 begonnen und nur erst bis zum dritten Band, welcher mit den Ebenaceae abschließt, gediehen. Diese Flora stützt sich auf das reichhaltigste Material an getrockneten Pflanzen, Zeichnungen, handschriftlichen Notizen, wie es in einer solchen Ausdehnung eben nur ein einziges Herbarium in der ganzen Welt, nämlich das von Kew Gardens bei London, besitzt. Und doch! prüfen wir den Inhalt des Werkes auf seine Oertlichkeitsangaben, so finden wir, daß gerade die jetzt deutsch-colonialen Gebiete ungeheuer ärmlich vertreten sind. Wir stoßen da auf einige wenige Pflanzennamen von Kamerun, wo Mann sammelte, von Sansibar und Dar-es-Salaam, wo wir als Autoren die Namen Kirk, der vielgenannte britische Konsul, J. M. Hildebrandt,

[1] Vgl. „Staatliche Versuchsplantagen", in der „Deutschen Colonialzeitung", 1885, S. 387.

dessen noch nicht fertig bearbeitete Sammlungen auch das deutsche Gebiet betreffen, Peters und Bojer verzeichnet finden; dann für den Kilima-Ndjaro Rev. New, während die jüngsten Ergebnisse der Johnston'schen Sammlung noch nicht vertreten sind; für die noch in großer Ferne liegenden nordwestlichen Theile der deutschen Interessensphäre in Ostafrika die Reisenden Speke und Grant, z. B. für Unjamwesi; und für die südlichsten und südwestlichsten Gegenden des genannten Gebietes, z. B. Rovuma und Njassa, wiederum Kirk. Ueberhaupt weist nur das deutsche Südwestafrika nach der Arbeit der letzten Jahre ein reichhaltigeres, aber auch noch nicht bestimmtes Material auf, gesammelt von Nachtigal, Pechuël-Loesche, Stapff, Pohl, Höpfner, Schinz, Lüderitz u. s. w.

Dies sind aber alles sehr weit verstreute Bruchstücke, welche auch nicht im entferntesten einen zu praktisch maßgebender Beurtheilung befähigenden Ueberblick gestatten, und so dürfen wir sagen, daß wir in der hochwichtigen botanischen Beziehung vom tropisch-westafrikanischen Deutschland noch fast nichts wissen, und vom ostafrikanischen nicht viel mehr — besonders im Hinblick auf die weite Ausdehnung unserer Interessensphäre daselbst und auf die verhältnißmäßig bessere Ausgestaltung unserer geographischen Kenntnisse in diesem Gebiete.

So liegt hier ein ungeheueres Feld vor uns, und seine Bearbeitung in naturwissenschaftlicher Beziehung halte ich für eine der ersten Grundlagen unsers colonisatorischen Vorgehens! Ich bin überzeugt, daß ein gründliches botanisches Studium der colonial-afrikanischen Pflanzenwelt uns erst den rechten Maßstab für die Werthschätzung unserer Herrschaftsgebiete verschafft, und daß auf dieser Erforschung allein sich ein zweckmäßiges Arbeitsprogramm für die in Frage kommenden Ausbeutungsoperationen entwickeln läßt. Liegt der Gedanke nicht außerordentlich nahe, daß unsere colonialen Gesellschaften in dem berechtigten Streben nach möglichst frühzeitigen materiellen Erfolgen mit ihren sofort eingeführten Culturen ohne

gleichzeitige Erforschung der Naturmaterialien insofern einen Misgriff thun, als ihnen die heimische Pflanzenwelt noch unerforscht Gewächse verbergen mag, welche als Culturpflanzen behandelt, ihnen vielleicht eine viel vortheilhaftere und als einheimische Gewächse sicherere Rente ergeben könnten? Ich rathe durchaus nicht dazu, jene Erwerbsthätigkeit aufzugeben oder zu unterlassen und sich zunächst nur mit theoretischer Erforschung zu beschäftigen; ich wünsche aber im Interesse der Sache, daß neben jener Erwerbsarbeit gleichzeitig das theoretische Studium ernsthaft betrieben werde, aus welchem dann die praktische Nutzanwendung jener Erwerbsthätigkeit bald zugute kommen wird.

Die beste Art, in welcher die praktische Nutzanwendung jenes erwünschten Studiums zu ziehen wäre, scheint mir die zu sein, daß die Untersuchung der eingeheimsten Pflanzenschätze auf ihre Verwendbarkeit in commerzieller Beziehung und die beste Methode ihrer Verwerthung an Ort und Stelle zu geschehen habe; es ist zweifellos, daß eine solche Prüfung an den frischen Naturobjecten, an den Säften, Harzen, Fasern, Rinden, Früchten, Blüten, Blättern, Wurzeln u. s. w., wie sie das Stammgewächs unmittelbar darbietet, ungleich zutreffendere Resultate ergeben muß, als sie die Untersuchung an dem getrockneten Material erst hier in Deutschland erzielen läßt. Ich wünsche deshalb, daß mit der systematisch-botanischen und pflanzengeographischen Erforschung sich die Kenntniß der Technik und Chemie vereinige, um aus dem frischen Material heraus die nutzbaren Bestandtheile zu erkennen und die Versuche zu ihrer praktischen Verwerthung für den Handel und die Ausfuhr sofort anzuordnen und zu leiten. Der botanisch gebildete Chemiker und Techniker, welcher einen Ueberblick über die im Welthandel gangbaren Pflanzenerzeugnisse und deren Ursprung und Herstellungsweise hat, wird an Ort und Stelle durch seine Untersuchung sofort darauf aufmerksam werden, daß diese oder jene Werthpflanze anderer

Culturgebiete hier durch nahe Verwandte vertreten ist, wird deshalb auch diesen besondern Fleiß zuwenden, um in ihnen die gleichen oder ähnlichen Nutzstoffe zu entdecken, wird nach der Häufigkeit des Vorkommens auf die Räthlichkeit ihrer Rohausbeute schließen, oder nach dem absoluten und relativen Werth der gefundenen Stoffe, mögen dieselben nun sich an alte Handelsartikel anlehnen oder ganz neue Producte bilden können, nachweisen müssen, ob die Cultivation der Ursprungsgewächse zu rathen und — nach seinen Beobachtungen über die Wachsthumsbedingungen — wie diese Cultivation zu betreiben ist.

So können wir als Resultat unsers bisherigen Gedankenganges bezeichnen, daß ich die unverzügliche Erforschung unserer afrikanisch-colonialen Gebiete für nothwendig halte; zunächst die Klarstellung ihrer geographischen Beschaffenheit, und neben derselben das Studium ihrer vorzugsweise ins Gewicht fallenden organischen Welt der Vegetation in systematischer und pflanzengeographischer Hinsicht und besonders auf das Vorhandensein nutzbarer Pflanzenstoffe. Ich fördere hier übrigens nicht durch Originalität überraschende Gedanken zu Tage, sondern vermuthe nur, daß ich ihn für Deutschland zum ersten mal in diesem weitumfassenden Sinne ausspreche, welcher die Forschung des Gelehrtenthums unmittelbar in den Dienst praktischer Anwendung auf colonialem Gebiete stellt. Ist diese Idee auch in mir selbst in einem praktischen Leben durch das Bewußtwerden des Bedürfnisses entstanden, so fand ich später dieselbe doch — wenn auch vielleicht in anderm Gesammtumfange — bei andern Colonialvölkern als fertige Thatsache vor. In den britischen Colonien sehen wir fast überall „königliche Botaniker" angestellt, welche durch ihre Studien und Forschungen in oben angedeutetem Sinne das Gedeihen der Colonien fördern, Altes verbessern, Neues anregen, den Ursachen von Schäden nachspüren und Gegenmittel suchen; und fast keine Nummer der vielen britisch-colonialen Zeit-

schriften geht uns durch die Hände, in welcher nicht die Wirksamkeit dieser Beamten segensreich und der Allgemeinheit nützend durch immer neue Studienergebnisse hervortritt. Diese letztern wirken aber um so nachhaltiger und umfassender, als dieselben nicht allein den unmittelbar und direct interessirten Kreisen der Pflanzer und Coloniebewohner zur Verfügung gestellt sind, sondern auch in einer Centralstelle, von welcher jene Beamten ressortiren, in Kew Gardens, zusammenlaufen, um von dort aus in den großen Interessensphären der Industriellen und Kaufleute und den Handelskammern bekannt gegeben zu werden. Das veranlaßt auch die in den englischen Handelskammerjournalen öfters neben den Consulatsberichten commerzieller Natur erscheinenden Hinweise auf ein neuentdecktes Colonialproduct, oder eine neue Methode, ein älteres Erzeugniß billiger und vollkommener herzustellen — und so können wir in der That oft genug beobachten, wie durch die Wissenschaft in den Colonien gegebene Anregungen in den interessirten Bevölkerungskreisen Englands auf fruchtbaren Boden fallen und durch energisches Vorgehen der Kapitalisten, Kaufleute und Gewerbtreibenden erfolgreich in die Praxis und schließlich in baare Münze umgesetzt werden.

Erkennen wir in Uebereinstimmung mit dem gewiß competenten Urtheil eines Georg Schweinfurth einmal an, daß die vegetative Natur unserer überseeischen Besitzungen einen der oder den Gründpfeiler der Entwickelung dieser Tropengebiete darstellt — sei es in ihren schon jetzt gebotenen und noch aufzudeckenden Erzeugnissen, sei es in cultivatorischer Pflege durch Pflanzungsanlagen — so dürfte der Rath sich von selber ergeben, daß die verantwortungsvollen Leiter der deutsch-afrikanischen praktischen Cultivationsbestrebungen sich bei den weitest vorgeschrittenen Colonialvölkern über diejenigen Einrichtungen genau orientiren sollten, welche die Förderung der ihrerseitigen cultivatorischen Bestrebungen zum Zweck haben. Eine eingehende Information über die Gestaltung

des ganzen Apparats, mit welchem jenes bereits genannte, bisher unvergleichlich dastehende britische Institut von Kew Gardens zu London arbeitet und die Arbeiten seiner Beamten centralisirt, um sie dann in die rechten Hände und an urtheilsfähige Geister zur Benutzung zu übergeben, würde sicher und überzeugend zu dem Gedanken führen, daß gerade uns in dem Anfangsstadium unserer cultivatorischen Thätigkeit ein ähnliches Institut von ungeheuerm Nutzen sein und dieselbe in zweckmäßigster Weise fördern kann und wird. Neben den Aufgaben, welche ich weiter oben bezüglich der Erforschung unserer überseeischen Gebiete als nothwendig zu erfüllen skizzirt habe, dünkt mich von ganz besonderm Werth die Creirung einer Anstalt, eines Amtes oder einer Behörde, welche in dem letztangedeuteten Sinne die Ergebnisse dieser Forschung den praktisch interessirten oder noch zu interessirenden Kreisen des Vaterlandes, den Kaufleuten und Gewerbtreibenden zugängig zu machen hat. — Dürfte ich weiter gehen, so müßte ich allerdings darauf hinweisen, daß ein solches Institut ganz neu zu schaffen wäre, denn mir scheint, daß die meisten naturwissenschaftlichen Anstalten, Sammlungen und Behörden Deutschlands bisher allzu wenig in das praktische Leben eingreifen und vergessen, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen getrieben wol lobenswerth ist, daß sie aber *mehr* gelten und nützen würde, wenn sie an ihre Verwendbarkeit für das praktische Leben und an ihre Indienststellung für die allgemeinen Erwerbsinteressen mehr dächte als bisher.[1]

Ich habe als den Schöpfer eines solchen Instituts, welches in seiner Eigenschaft als allen Kreisen nützliche Anstalt nicht in Privathänden ruhen kann, sondern amtlichen Charakter

[1] „Es handelt sich darum ..... daß die Regierung auch die *angewandte* Wissenschaft fördern will, die Wissenschaft, die einen Fortschritt unserer wirthschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen geeignet ist.“ Reichskanzler Fürst Bismarck in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 10. März 1887.

haben muß, die deutsche Reichsregierung im Auge, und ich glaube im Sinne des ganzen deutschen Volkes zu sprechen, daß es von unserer Regierung für die Entwickelung unserer Colonien mehr erwartet als nur die Aussendung von Vertretern und einiger Bureaubeamter. Ueberall ist die Nachricht von der beabsichtigten Gründung einer Forschungsstation auf deutsch-colonialem Boden von seiten der Reichsregierung mit Jubel und Genugthuung begrüßt worden; besonders aber hat in den Kreisen von Männern, welchen Gelegenheit geboten war, hier und da einen forschenden Blick in die Werkstätte der tropisch-afrikanischen Natur zu thun, die Berücksichtigung befriedigt, welche neben der geographischen Wissenschaft auch die Naturwissenschaft durch Aussendung eines Botanikers und eines Zoologen gefunden hat. Möge jene Station bald nicht mehr die einzige sein, sondern in Wetteifer mit gleichartigen Unternehmungen an andern Orten auf colonialem Boden treten können. Als logische Weiterentwickelung und nothwendige Krönung des Gedankens, welcher diese amtliche Stationsgründung veranlaßte, möchte ich aber die Schaffung eines wie oben erwähnten Centralinstituts bezeichnen, welches, vielleicht in Anlehnung an ein bereits bestehendes naturwissenschaftliches Institut, die Forschungsarbeit leitet, verwerthet, den praktisch arbeitenden Kreisen zur Verfügung stellt und in einem unausbleiblich zu erwartenden Colonialamt einer Abtheilung für Cultivation zu unterstehen hätte.

Zweites Kapitel.

Was wissen wir vom Klima unserer Colonien?

In all den Orten, wo Urwald hart an das Seeufer tritt, herrscht: reine Wald- und Seeluft!
Dr. Hübbe-Schleiden.

Im ganzen tropischen Afrika gibt es sicher nicht ein einziges Quadratkilometer ohne Fieber-miasma!
Dr. M. Buchner.

Haben wir in den vorhergehenden Zeilen erfahren müssen, daß wir über die geographischen Verhältnisse in unsern afrikanischen Herrschaftsgebieten, deren geologische Bildung im allgemeinen für sehr einförmig und übereinstimmend, wie im gesammten tropischen Afrika, gehalten wird, noch recht wenig wissen und daß wir noch weniger über die Bestandtheile der Pflanzendecke in jenen Ländern unterrichtet sind, so müssen wir ferner ehrlich eingestehen, daß wir auch über die atmosphärischen Vorgänge im tropischen Deutschland und dasjenige, was deren Wechselwirkung mit jenen terrestrischen Erscheinungen hervorbringt, d. h. über das dortige Klima, noch recht im Unklaren sind. Dem letztern müssen wir leider nur nachsagen, daß es eines recht üblen Rufes genießt und, schlimmer noch, daß derselbe durch traurige Thatsachen in Hülle und Fülle, durch zahlreich seit alter Zeit und bis heute immer von neuem gemeldete Todesfälle verdient erscheint. Der Grabhügel im deutschen Afrika sind wol verhältnißmäßig ebenso viele zu zählen wie in den fremdländischen Tropenbesitzungen jenes Erdtheils. — Prüfen wir einmal genauer,

wie viel Ursache jenes Klima zu seinem Verruf gibt und inwieweit die Verurtheilung desselben gegenüber den ja auch laut gewordenen günstigen Meinungen berechtigt erscheint.

Meine Betrachtung kann sich leider nicht auf exact wissenschaftliches Material stützen, um so weniger, als mir persönlich die für verantwortungsvolle Entscheidungen in solchen Fragen nöthigen Fachkenntnisse völlig fehlen. Ich kann mich in der Hauptsache nur — so einseitig das erscheinen mag — an die praktischen Erfahrungen halten, welche ich während einer ansehnlichen Jahresreihe im tropischen Afrika an mir selbst machte, und an die Beobachtungen, zu welchen mir meine nähere Umgebung Veranlassung bot. Es bringt dies natürlich mit sich, daß ich meine Person dabei mehr, als sonst billig scheinen würde, in den Vordergrund schieben muß; allein ich hoffe, daß man darüber, da es nur der Sache zu dienen geschieht, milde urtheilen wird. — Ich mußte schon öfter an andern den Tadel üben, daß sie in ihren oft folgenschweren Urtheilen über die schwierige und vielseitige Frage des Klimas und seiner Wirkungen rein persönlichem und uncontrolirtem Empfinden folgten, bei üblen Erfahrungen, die sie an sich selbst machen mußten, den Stab über das tropisch-afrikanische Klima brachen; und andererseits, daß sie vielfach das Klima in jenem Lande als ein für dauernden Aufenthalt des Europäers in demselben geeignetes und günstiges bezeichneten, wenn sie selbst ein paar Jahre oder gar eine noch kürzere Spanne Zeit ungestraft unter den Palmen wandelten. Es wird mich das abhalten, mich des einen oder des andern gleichen Fehlers schuldig zu machen. Die vielfachen Urtheile, welche besonders seit dem Entstehen der deutsch-colonialen Frage über das afrikanische Klima abgegeben wurden, sind in den wenigsten Fällen oder niemals als competente zu betrachten. Einmal macht der Umstand stutzig, daß ein Theil dieser Urtheile jetzt günstig ausfällt, während vor dem Auftauchen unsers thatkräftigen Colonisationsinteresses für den Nachbarwelttheil

wol nur ausnahmsweise jemand über das tropisch-afrikanische Klima Lobenswerthes zu sagen wußte, obgleich es doch auch schon früher einzelne Europäer und Deutsche gab, welche während eines kürzern oder längern Aufenthalts in jenen Zonen verhältnißmäßig geringen Schaden, oder wenigstens ihnen selbst nicht zur Kenntniß gekommenen Nachtheil an ihrer Gesundheit erlitten hatten. Sollten aber doch aus vorcolonialer Zeit einige günstige Urtheile nachgewiesen werden — und ich weiß, daß dieselben in vereinzelten Fällen abgegeben sind — so ist zu bezweifeln, ob sich dieselben nicht als unhaltbar erweisen, weil entweder die Aufenthaltszeit eine zu kurze war, oder weil sie — ohne allgemeinen Werth — sich nur auf ein ganz beschränktes Gebiet beziehen lassen dürften, oder auch weil man sich vielleicht gehütet haben würde, noch genau ebenso zu urtheilen, wenn es sich, wie es jetzt der Fall ist, um die schwerwiegende praktische Frage deutscher Colonisation mit größerm Bedarf europäischer Kräfte in jenen Tropengebieten handelt!

Wer hat bisjetzt über das Klima der heißen Breiten in Afrika geurtheilt? Missionare, Kaufleute, Reisende — gelehrte und ungelehrte — darunter auch Aerzte, und schließlich einige oder vielmehr sehr wenige Aerzte, welche in den Küstengebieten oder etwas weiter im Innern des Landes längere Jahre seßhaft waren. Der letztere Fall könnte übrigens nur für die am weitesten ins Innere hineingeschobene portugiesische Colonie Angola zutreffen, und wir müssen hier leider gleich hinzufügen, daß kein Mensch in dieser Colonie, Arzt oder Laie, abgesehen vielleicht von mir selbst, uns jemals ein günstiges Urtheil über das Klima dieses Landes gefällt hat, obgleich sich dasselbe in seiner Hochebenenregion bis zu beträchtlicher Höhe, durchschnittlich von etwa 900—1000 Meter erhebt. Mir selbst ist seinerzeit jene Plateauebene als ein Paradies erschienen, und ich schwärmte für jenes Land mit seinen erfrischenden Temperaturen; das hindert mich nicht, einzugestehen, daß mein

Urtheil ein falsches oder nicht fundirtes war, weil es relativ sich nur auf den Gegensatz zur heißen Küstenregion stützte; und daß ich selbst in jenem „erfrischenden" Klima von Mpungo andongo (1280 Meter) recht bedenklich für lange Dauer erkrankte, nachdem ich mich vorher ein ganzes Jahr an der verpönten Küste sehr wohl gefühlt hatte. Ebenso sah ich dortselbst während eines achtmonatlichen Aufenthalts manchen Europäer in die Grube fahren.

Mir sind zahlreiche Missionare bekannt geworden, auch solche, welche lange, lange Jahre in Afrika lebten; ich weiß aber in meiner Erinnerung keinen einzigen unter ihnen aufzufinden, der ein unbedingt günstiges Urtheil über das Klima abgab, in welchem er lebte.[1] Auch in zahlreichen Zeitschriften der verschiedenen Missionsgesellschaften bin ich noch kaum jemals auf ein ermuthigendes Lob jenes Klimas gestoßen; und auch dort, wo Geistliche und Laienbrüder nach streng innegehaltenen Vorschriften lebten, wie sie sich in vieljähriger Praxis herausgebildet hatten, wie z. B. in der katholischen Mission in Gabun, wurde mancher Genosse, als am Fieber gestorben, zu Grabe getragen!

Auch die Kaufleute, welche in jenen Breitengraden ihr Glück versuchen, haben meines Erachtens keine Veranlassung sich des Klimas zu erfreuen, wenn sie die jährlich sich mehrenden Erdhügel zählen, welche in den Hauptfactoreiplätzen sich über den sterblichen Resten ihrer entschlafenen Kameraden wölben. Ich hatte das Vergnügen ihrer eine große Anzahl kennen zu lernen, Deutsche, Engländer, Holländer, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Amerikaner, Schweizer, Oesterreicher; wie viele deckt das Grab bereits, wie viele sah ich selber langsam

[1] Wie ich aus den Verhandlungen der British Association for the Advancement of Science zu Manchester erfahren, hatte dort allerdings ein Rev. Capper nach zwanzigjährigem Aufenthalt im tropischen Afrika den Muth, zu erklären, daß Centralafrika „a splendid country" für denjenigen sei, der dort zu leben wisse!

dahinsiechen oder plötzlich erliegen. Es gibt Kaufleute, welche nach ihren kurzen Urlaubsaufenthalten in Deutschland immer und immer wieder an jene unsichern Gestade zurückkehren, auch dann sogar, wenn sich der Lohn ihrer Arbeit bereits in höhern Zahlen klingender Münze bewegt. In diesen Fällen lockt sie aber wol kaum die Zuträglichkeit des Klimas in ihrer „neuen Heimat", sondern nur der Glaube, daß die verhältnißmäßig große Ungebundenheit, deren ihr Dasein sich in jenem wilden Lande erfreut, und die größere Selbständigkeit ihrer in jenen Kreisen hervorragenden Stellung, sie unfähig gemacht haben, sich wieder in das eiserne Gefüge und die drückenden Formen heimischer Carrière und europäischer Civilisation hineinzufinden. Auch hier geht der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht; die Besorgniß ist durch den Widerstand, welchen hier und da der einzelne den Unbilden des afrikanischen Klimas entgegensetzen konnte, eingeschläfert, — so lange bis einmal ernstlich der Sensenmann anklopft und es dann zu rettender Heimkehr vielleicht schon zu spät wurde. Ein ganz hervorragendes Beispiel aus dem deutschen Kaufmannsstande möchte ich hier anführen; es betrifft den langjährigen Vertreter des Deutschen Reichs und Chefagenten einer der bedeutendsten deutschen Firmen. Als ich ihn bei meinem ersten Aufenthalt in Afrika im Jahre 1873 kennen lernte, hatte derselbe schon eine hübsche Reihe von Jahreswenden in jenem Klima hinter sich; erst jetzt, 1887, ist derselbe — ob in Wahrheit „wohlbehalten"? — definitiv nach Deutschland zurückgekehrt, nachdem er jeweils nur kurze Monate urlaubsweise hier sich erholt hatte; derselbe hat sich im großen Ganzen wohl befunden, wenn er auch in den letzten Jahren öfter leidend war. Ich bin aber überzeugt, daß er jedem, der ihn nach der gesundheitlichen Seite des Aufenthalts in Afrika befragt, antworten wird: „Ich bin davongekommen; die größere Garantie, gesund zu bleiben, wenn es Ihnen darauf ankommt, bietet Ihnen sicher Deutschland!" —

Was ist über die Meinungen der Reisenden und kühnen Entdecker in Afrika zu sagen? Die weitaus größte Mehrzahl derselben weiß in ihren Berichten von manchen Krankheitsfällen und Leiden zu erzählen und hat den Tod manches Kameraden zu melden. Auch unter ihnen, die, wie uns scheint, in ihrer vielfach medicinischen Kenntniß — ganz abgesehen von den Fachärzten — in ihrer fortwährend geistig anregenden Thätigkeit, in ihrem treibenden Ehrgeiz und in dem Umstande, daß sie beständigem Wechsel, besonders häufiger Luftveränderung ausgesetzt sind, trotz ihrer Strapazen vielleicht mehr Vertheidigungsmittel gegen die etwaigen Unbilden des Klimas besitzen als die vorhergenannten Stände, kann man im allgemeinen keine warme Fürsprache für jenes Klima finden.

Dürfen wir uns nun auf die Meinungsäußerungen all dieser Afrikagäste so weit verlassen, daß wir dieselben als allgemein gültiges Urtheil über das Klima und seine Wirkungen auf Europäer anerkennen? Nein! Und zwar schon deshalb nicht, weil diese Ansichten widerspruchsvoll lauten. Nach Quantität haben wir gewiß ein Uebergewicht der Verurtheilung zu constatiren, besonders auch bei ärztlich gebildeten Reisenden, während ein ganz geringer Theil der Meinungen zu Gunsten des Klimas spricht. Und ferner ist auch vor allen Dingen die Competenz dieser sich gegenüberstehenden Urtheile in allen den angeführten Kategorien zu bestreiten. Missionare, Kaufleute und Afrikareisende sind keine Fachleute, und die Aerzte unter den letztern sind wegen wechselvollen Lebens, welches sie rastlos vorwärts treibt, nicht in der Lage Beobachtungsreihen anzustellen, welche allein eine sichere Basis für den schwierigen Aufbau eines competenten Urtheils über die tropisch-afrikanisch-klimatischen Verhältnisse und deren Wirkungen auf uns Europäer bilden dürfen. Dieses Urtheil soll doch von einschneidendem Werth für die Entwickelung unserer colonisatorischen Bestrebungen in jenen Erdzonen sein, für Bestrebungen, deren Durchführung sich

vor allen Dingen auf Seßhaftigkeit (wenigstens eine vorübergehende Seßhaftigkeit während einiger Jahre) stützt! Und hier ist auch das Urtheil, welches von medicinischen Fachleuten während eines unsteten Reiselebens, dem geraden Gegentheil der Seßhaftigkeit, gewonnen wurde, von ganz beschränktem Werth und ungeeignet, Licht und Klarheit in dieses Dunkel zu bringen.

Und nun bleibt mir, im Verfolg meiner Abschätzung des Werthes der bis heute gefällten Urtheile, noch der Stand der im tropischen Afrika ansässigen Aerzte übrig. Obgleich in der Fachliteratur, als Nichtfachmann, nicht bewandert, glaube ich doch ohne Widerspruch annehmen zu dürfen, daß die Zahl solcher Fachleute, deren Urtheil, je nachdem es sich auf längern oder kürzern Aufenthalt an einem Orte stützt, bedeutenderer oder immerhin wesentlicher Werth zugestanden werden muß, eine ungeheuer geringe ist. Trotzdem ich, wie es ein langjähriges Interesse für Afrika und besonders für dessen Colonisation mit sich bringt, einen ziemlich umfassenden Ueberblick über die allgemeine Afrikaliteratur besitze, gelingt es mir doch nur, wenige Namen von deutschen Aerzten aufzufinden, welche jahrelang an einem Platz jener Tropen ihrem schweren Beruf nachgingen und deren Urtheil, wie erwähnt, schwerer in die Wagschale fallen wird. Ich nenne vor allem nur die DDr. Falkenstein, der fast drei Jahre an der Loangoküste als mein Expeditionsgefährte lebte und besonders in seinem von Europäern stark besuchten Privatlazareth ärztliche Beobachtungen anstellte [1], G. A. Fischer, welcher an der entgegengesetzten Ostküste sieben Jahre ununterbrochen, davon $3\frac{1}{2}$ Jahre in Sansibar, als Arzt thätig war und als Verfasser des Buches „Mehr Licht im dunklen Welttheil" verdiente Beachtung fand, und den Schweizer Mähly, welcher an der Goldküste

[1] Die Resultate derselben sind niedergelegt in dem vorzüglichen und praktischen Buche Falkenstein's: „Aerztlicher Rathgeber für Seeleute, Colonisten und Reisende in südlichen Gegenden" (Berlin 1882).

lange prakticirte und später publicistisch thätig war. Das Urtheil des Dr. Africanus Beale Horton, welcher als schwarzer Arzt in Sierra Leone sowol wie in England großen Rufes genoß, ist mir leider nicht bekannt geworden, ebenso wenig wie das eines französischen Arztes, Dr. Lucan, welcher bereits lange Jahre an der Loangoküste lebt. Weniger bekannt ist mir die Ansicht von englischen und französischen Medicinern, welche in amtlicher Stellung nur je eine kurze Zeit — dieselbe ist nach gesetzlichen Vorschriften, irre ich nicht, meistens nur auf 18 Monate bemessen — in den betreffenden Colonien arbeiten. Hinter diesen angeführten Namen steht aber stets ein sehr vorsichtiges und vorläufiges Urtheil über das afrikanische Klima; vorsichtig und vorläufig, weil die Betreffenden sich sehr wohl bewußt sind, daß auch ihre beobachtende Studienarbeit noch nicht ausgedehnt genug und eine zu vereinzelte und auf zu wenig umfassende Räume beschränkte war, um die Frage: wie weit kann sich der Europäer im tropischen Afrika für deutsche Colonisationszwecke acclimatisiren? endgültig und erschöpfend zu erledigen. Als typisch für ihre Ansichten sei es mir gestattet, hier die Worte zu wiederholen, welche Dr. Falkenstein in seiner Schrift „Die Zukunft der Congo- und Guineagebiete“ (S. 34) äußert: „Es gab eine Zeit, in der ich mich zu der Ansicht (man solle die Auswanderung nach den Gebieten des äquatorialen Afrika hinlenken) hinneigte, da ich selbst das Klima leidlich gut vertragen hatte und der Ueberzeugung auch heute noch bin, daß man bei einem vernünftigen, alle Punkte einer richtigen Hygiene im Auge behaltenden Leben, und einer gesunden Constitution überhaupt, wol im Stande ist, jahrelang, ohne tiefern Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, im westafrikanischen Tropengebiete zuzubringen. Seither ist kaum ein Jahr vergangen, in welchem ich nicht mehrere Trauerbotschaften aus der von mir bereisten Gegend erhielt. Alt oder jung, acclimatisirt oder frisch angekommen, alles blieb sich gleich, alle wurden sie nach wenigen Jahren infolge von schweren

Sumpffiebern aus ihrer Thätigkeit frühzeitig ins Jenseits abberufen. Kaum dürfte noch einer oder der andere von den alten Bekannten, die uns gastlich aufnahmen und über die Verhältnisse in liebenswürdigster Weise belehrten, am Leben sein.

„Diesen traurigen Thatsachen gegenüber würde man es Verblendung nennen müssen, wenn man das äquatoriale Westafrika für Anlage von Ackerbaucolonien tauglich erklären wollte. Es können dorthin nur einzelne, besonders gut beanlagte und von Thatendrang getriebene Sendboten unter den denkbar günstigsten äußern Bedingungen, welche ihnen eine nach jeder Richtung vorzügliche Existenz sichern, gehen. Selbstverständlich dabei ist natürlich, daß sie auch keine europäischen Arbeitskräfte mitnehmen, diese würden zu Grunde gehen!"

Mag ich hier noch bemerken, daß ich selbst der frühern Ansicht dieses Arztes huldigte und, die später ja gottlob eingetretene Bethätigung der deutsch-colonialen Idee herbeisehnend, einige Theile Mittelafrikas für geeignet zur Anlage von blühenden deutschen Ackerbauansiedelungen hielt; besonders als ich 1875 auf dem prächtigen Hochplateau der portugiesischen Colonie Angola und einem der höchsten Erhebungsgipfel dieser Hochebenenregion, in dem von Eduard Mohr als einem der großartigsten Naturwunder der Welt farbenreich geschilderten Felsenneste Mpungo andongo lebte, da bedauerte ich, vorahnenden Geistes vielleicht des Tages, der mehrere Jahre später auch für deutsche Colonisation anbrechen sollte, daß dieses herrliche, reiche Viehheerden und eine immer von neuem wieder ausgesogene Eingeborenenbevölkerung nährende Gebiet unter der grauenhaften Deportirtenwirthschaft in den schlaffen Händen fauler Portugiesen lag und nicht in deutschem Besitz ruhte, um aus ihm blühendste Ackerfelder und reichhaltige Viehtriften zu bilden! — Aber die Erfahrungen, welche ich dort und später noch in Afrika sammelte, an mir selbst und an zahlreichen Rassengenossen, haben mich eine

weise Beschränkung meiner patriotisch-wehmüthigen Wünsche bis auf den Standpunkt lehren müssen, welchen der angeführte Forscher und Fachmann heute als den seinigen bezeichnet.

Und hier dürfte der Ort sein, wo ich dem Leser von meinen eigenen Erlebnissen und den Beobachtungen über das Ergehen mir nahe stehender Personen erzähle. Zu Ende des Jahres 1873 betrat ich zuerst afrikanischen Boden in Sierra Leone und stieß dann zur Loango-Expedition, von welcher ich auf Anordnung der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin mich dann trennte, um Anfang 1875 zur Kassandje-Expedition zu stoßen und dieselbe bis Mpungo andongo zu begleiten. Von dort kehrte ich zu Ende desselben Jahres nach Loango zurück und blieb dort bis zur Beendigung der Expedition, welche Mitte 1876 in Deutschland wieder eintraf. Im September 1878 verließ ich wiederum die Heimat und ging nach der französischen Colonie Gabun, um dort für das hamburger Haus C. Woermann eine Plantage anzulegen und zu leiten. Erst in den Sommermonaten des Jahres 1883 kehrte ich zu einem dreimonatlichen Aufenthalt nach Deutschland zurück, um im September desselben Jahres mit meiner Frau von neuem nach Gabun zu gehen; am 31. März des Jahres 1885 trafen wir, inzwischen mit einem kräftigen Sohn beschenkt, wieder in Hamburg ein.

Wie ist es mir und uns nun in dieser Zeit in gesundheitlicher Beziehung ergangen? An der Loangoküste fühlte ich mich während des ersten Jahres wohl, auch trotz der Strapazen, welche jedes Expeditionsleben mit sich bringt. Die nächsten acht Monate in Angola war ich anhaltend krank; weniger Fieber als lange andauernde Dysenterie, Hautkrankheiten und wiederholte fieberhafte Luftröhrenkatarrhe sowie die Folgen dieser Leiden brachten mich herunter, sodaß ich im October des Jahres 1875 in höchst bedenklichem Zustande in unserer Loangoküsten-Station Tschintschotscho wieder eintraf.

Dort lag ich dann an Fiebern, Febris remittens haemorrhagica, schwer und nach späterer Aussage des mich behandelnden Arztes Dr. Falkenstein hoffnungslos danieder. Von Anfang November an erholte ich mich, dank trefflichster Fürsorge und meiner kräftigen Constitution, und wenn damals noch nach Berlin berichtet wurde, daß ich mit Anfang des kommenden Jahres nach Deutschland zurückkehren müsse, um in einem Bade völlige Genesung zu suchen, so lautete ein nicht lange darauf abgegebenes Gutachten dahin, daß ich völlig wiederhergestellt sei und meiner frühern Beschäftigung bei Sonnenschein und Regen mit ungeschwächten Kräften obläge. Eine Photographie aus jener Reconvaleszenzzeit zeigt mir allerdings ein Antlitz, welches mir heute fremd wäre, wenn ich nicht wüßte, daß es mein eigenes war. Während des ersten langjährigen Aufenthalts in Gabun fühlte ich mich sehr wohl, von Fiebern wußte ich nichts, Chinin habe ich nur verschwindend selten prophylaktisch zu mir genommen, wenn ich eine Kanoefahrt auf mangrovenumsäumtem Fluß vor mir hatte; einige Wochen war ich leidend, besonders magenleidend, und die Symptome wiesen, wie mir auch von einem französischen Arzt bestätigt wurde, auf Nicotinvergiftung hin — ich war sehr starker Raucher —, dann aber hatte ich jahrelang und unaufhörlich mit tiefgängigen Geschwüren zu thun, welche — Seeleute nannten diese Abscesse wenig wohlklingend „Schweinsbeulen" — sich nur auf dem Rücken zeigten und denselben buchstäblich so zerfraßen, daß wol kaum ein quadratzollgroßes Stück desselben ohne eine grauschimmernde rauhe Narbe geblieben ist. Auch der „Krokro" genannte wässerige Hautausschlag trat bei mir auf, wurde aber durch äußere Anwendung eines Pflanzensaftes, dessen Gebrauch mir durch einen Neger gerathen war, sofort beseitigt; ebenso mußte auch ein anderer trockener Hautausschlag, unter dem Namen „Ringwurm" an der Küste weitbekannt, der Behandlung durch einen andern Pflanzensaft sofort weichen. Als ich im Jahre 1883

in Deutschland mich ärztlich untersuchen ließ, um zu wissen, ob ich irgendetwas für meine Gesundheit zu thun hätte, wurde mir der Bescheid, ich sei durchaus gesund. Ebenso fühlte ich mich in der letzten Periode meines afrikanischen Lebens im allgemeinen wohl und hatte an Fiebern nicht zu leiden. Wohl aber packte mich dasselbe während der Rückreise an Bord des Schiffes in hochgradigen Anfällen und peinigte mich auch noch längere Wochen nach meiner Ankunft hier in Deutschland. Die Geschenke, welche, soweit ich das erkennen kann, mir Afrika in dieser Hinsicht machte, sind, nachdem ich länger als ein Jahr hier körperliche und geistige Schlaffheit empfand, eine sehr entwickelte Neigung zu Erkältungen, welche mir früher fremd waren, infolge davon fast unaufhörlicher Husten, Bedürfniß nach höhern Wärmegraden, als sie hier sonst für gesundheitszuträglich gehalten werden, Gedächtnißschwäche, über welche manche ältere „Afrikaner" klagen, und schließlich zwei Parasitenwürmer (Filaria Looa, eine Verwandte des beträchtliche Längenmaße erreichenden Guineawurms, Filaria medinensis), welche unter der Haut ihr Wesen treiben. Des einen derselben wurde ich durch den glücklichen Eingriff eines deutsch-brasilianischen Arztes, welcher anfangs ungläubig lachend dreinschaute, in Porto-Allegre entledigt — er maß 4 cm und hatte die Stärke eines baumwollenen Strickfadens.

Wie ich bereits erwähnte, hatte meine Frau den Muth, mich im Jahre 1883 nach Gabun zu begleiten, und sie war bis zum letzten Tage unsers gemeinsamen Aufenthalts daselbst gesund und fühlte sich wohl. Ein einziges mal litt sie dort am Fieber; dasselbe stellte sich drei Wochen, nachdem sie Mutter geworden war, ein und ließ erst nach, als wir den Aufenthalt in Gabun selbst, wo wir wegen der Nähe des Arztes während jener Wochen lebten, auf Drängen desselben mit unserm eigentlichen Heim auf der Plantage im Walde vertauscht hatten. Es war dies während des Lebens am

Lande die einzige Gelegenheit, welche sie zum Chiningebrauch nöthigte. Aber auch sie wurde auf der Rückfahrt nach Europa an der Goldküste gleichzeitig mit mir und mehrern andern Passagieren an Bord des Dampfers fieberkrank, traf außerordentlich elend und schwach, mit unförmlich vergrößerter Milz hier an und hatte noch viele Wochen wegen andauernden Fiebers das Bett zu hüten. Die Anfälle kehrten im Laufe der nächsten anderthalb Jahre, wenn auch in milder Form, wieder und ohne daß Chiningaben nöthig erschienen. Sonst fühlt sie sich wohl, ist auch etwas „frostig" geworden und hat leider als Andenken an jenes Tropenland mehrere jener obenerwähnten Filarien — mindestens vier — mitgebracht, welche sie oft und stark peinigen. Unser „kleiner Afrikaner" — leider kein „Deutsch-Afrikaner", ist ohne Folgen aus seiner heißen Heimat nach hier übergesiedelt und zu einem gesunden, kräftigen, geistig sehr entwickelten Knaben herangewachsen.

Wie ich bereits im Eingange entschuldigend sagte, erzähle ich dies alles nicht etwa, um mich und die Meinen dem freundlichen Leser vorzustellen, sondern nur um bestimmte, mir aus eigenster Erfahrung vertraute Beispiele anzuführen, welche ihren Zweck erst in Verbindung mit den nachfolgenden Angaben erreichen können, welche sich allerdings wieder mit unsern Personen beschäftigen. Wie aus meiner Schilderung hervorgeht, ist es uns und mir, abgesehen von jener Krankheitsperiode, deren Andauer übrigens wol durch Vernachlässigung zu erklären ist — es gab damals in Mpungo andongo keinen Arzt —, im ganzen recht gut gegangen; nach meinem eigenen Empfinden habe ich mich sogar durchgehends sehr wohl gefühlt, und dasselbe sagt auch meine Gefährtin von sich. Nun wird mein Leser vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich glauben, daß wir uns sehr „geschont" haben? Nichts weniger als das. Ich habe dort, was Ansprüche an meine Leistungsfähigkeit betrifft, genau ebenso gelebt, wie ich hier in Europa gelebt haben würde, nur in jeder Beziehung

mäßiger, und habe mich dem Klima in Sonnenschein und Regen, bei Tag und Nacht mehr ausgesetzt, als der Kaufmann, der Missionar oder der Forschungsreisende es nöthig haben und thun. Meine Thätigkeit nöthigte mich, von den Schutzmaßregeln, welche sonst als unumgängliche für jene Breitengrade bezeichnet werden, abzusehen, denn bei der Arbeit war ein Sonnenschirm oder Sonnenhelm nicht am Platze, und meine Kopfbedeckung bestand fast immer in einem einfachen Strohkäppchen afrikanischen Fabrikats. Meine Arbeit, die ich verrichtete, war, besonders in den ersten Jahren, in welchen ich keinen europäischen Beistand hatte, körperliche Arbeit, oft sogar recht anstrengend, denn ich hielt es aus mancherlei Gründen für nothwendig, mit den schwarzen Plantagenarbeitern ausdauernd mitzuarbeiten, es ihnen, wenn es nicht gerade Waldfällen galt, zuvorzuthun. Mit dieser Körperthätigkeit suchte ich in Bethätigung geistiger Gaben Schritt zu halten, wie meine naturwissenschaftlichen[1] und ethnologischen Sammlungen[2], sowie meine mehrjährigen meteorologischen Beobachtungen[3], die vorschriftsmäßig zu gewissen Tagen in jedem Monat auch in den Nachtstunden angestellt wurden, beweisen mögen. Vielleicht war dieses harmonische Gleichgewicht, welches ich suchte, mein Schutzmittel? Man hat mich an jener Küste in meiner Gesundheit trotz dieser Thätigkeit bewundert und als „Ausnahme" betrachtet; ich aber vermuthe, daß ein schlaffes Leben mich für die Unbilden des Klimas ebenso empfänglich gemacht haben würde! Aber da sind eben noch Räthsel zu lösen: Warum waren die mir später beigegebenen Gehülfen, welche in einem von dem meinigen keine zehn Schritte entfernten Hause lebten, in derselben Weise thätig waren wie ich, meine eigenen Lebensbedin-

[1] Hamburger Naturhistorisches Museum.
[2] Museum für Völkerkunde in Leipzig.
[3] Herausgegeben von Dr. A. von Danckelman.

gungen theilten und gewiß nicht weniger robuste Constitutionen besaßen als ich — weshalb waren diese Herren oft krank oder kränklich und leerten manches Glas Chinin, während ich und meine Frau, welche ihren Haushalt dort genau ebenso thätig eingreifend führte wie hier in Deutschland, und mir auch in meinen wissenschaftlichen Bemühungen hülfreich zur Seite stand, an dieses bittere Medicament gar nicht dachten? Warum war dieses zarte Weib im Stande Märsche zu machen, vor welchen Männer scheuten? Was verschaffte, weil die Fieber bei meinen Genossen immer nur in milderer Form auftraten und immer bald vorübergingen, der Plantage den Ruf eines gesunden Ortes, in welchem sich Gäste und Neuankömmlinge aus der Heimat mit Vorliebe aufhielten? Vorzüge der localen Lage konnten der Plantage kaum nachgesagt werden, wenn man dieselbe mit Factoreien verglich, die unmittelbar am Meeresstrande von regelmäßiger, kräftiger Seebrise bestrichen wurden. Die Plantage wurde in den dichtwaldigen Bergen auf der Nordostseite der Wasserscheide angelegt, welche jene zwischen dem Nordtheil des Gabun-Aestuars und der Westseite des Mundaflußgebietes bildeten. Die allmählich in einer weiten Fläche ausgehauene Lichtung wurde von mehrern, noch den Ebbe- und Flutwirkungen unterworfenen Bächen und Flüssen durchschnitten oder begrenzt; von den Wohnhäusern waren es nur wenige hundert Schritte bis zu den Ufern dieser Wasserläufe und bis zu dem Ladeplatz für Boote, welcher von Mangrovebeständen dicht umrahmt war. Die Höhe des Wohnorts über dem dortigen Wasserspiegel betrug nur 17 m, und der Fluß hat auf einem kurzen, hindernißfreien Laufe zum Meere nur wenig Gefälle. Eine örtliche Auszeichnung besaß die Niederlassung vor andern Küstenplätzen nach *meiner* Kenntniß nicht. Was machte den Platz nun so „gesund"? Waren es doch locale Vorzüge, die mir unbekannt blieben, war es die Lebensweise, die man dort befolgte, war es eine Wirkung beider Factoren zusam-

men? Darf ich das alles nicht mit Fug und Recht als Räthsel bezeichnen, wie sie die strenge Wissenschaft im Interesse deutscher Colonisation noch zu lösen hat und wird lösen müssen?

Fragt mich mein Leser nun nach den Details unserer Lebensführung, so kann ich erzählen, daß dieselbe eine ziemlich einsömige war, in späterer Zeit allerdings durch häufigere Besuche unterbrochen. Hatte ich in der ersten Zeit größere Anforderungen an meine Körperkräfte zu stellen, so bestand unsere um 6 Uhr bei Tagesanbruch beginnende Arbeit weiterhin mehr in Beaufsichtigung der allmählich geschulten Arbeiter, vergleichbar mit der Thätigkeit eines deutschen Gutsinspectors, der aber, um zu belehren, anzuspornen, zu beschämen, fortwährend bereit sein mußte, selbstthätig und handfest zuzugreifen. Die Mittagsstunde, von 12—½2 Uhr, wurde von mir nach der Mahlzeit durch Lesen, selten durch Schlaf, gegen den anzukämpfen allerdings nicht immer leicht war, ausgefüllt. Die Abendzeit bis etwa 10 Uhr war entweder der Unterhaltung, oder anregender Lektüre, schriftlichen Arbeiten, Correspondenz gewidmet. Die Sonntage brachte ich im Walde zu, mit manchen Schweißtropfen kostendem botanischen Sammeln und entomologischem Jagen beschäftigt. Wenn nicht gesellschaftliche Pflichten dem hindernd in den Weg traten, so wurde diese Lebensweise Tag für Tag innegehalten, höchstens einmal durch einen geschäftlichen Tagesaufenthalt in dem 1½—2 Stunden entfernten Gabun, wohin ich entweder ritt oder ging — vielfach in einem Tage hin und zurück — unterbrochen. Unsere Nahrung war eine gute und kräftige, soweit das der in hohem Maße auf Conserven angewiesene Theil derselben gestattete; es war mein Bestreben, möglichst viel für frisches Fleisch und frische Gemüse zu sorgen. Ich gab mehr auf Qualität als Quantität der Speisen, entgegengesetzt der Ansicht, die in Afrika „Eingeborenennahrung" als zweckmäßig empfiehlt, weil ich mir nicht denken kann, daß durch diese dem deutschen Körper die Kräfte so erhalten wer-

den wie bei der Ernährung, an welche er sein Leben lang vorher gewöhnt war. Ich aß regelmäßig und mäßig, mit den Jahren wol etwas zu scharf gewürzt, worauf ich nach einer seither gehobenen Beeinträchtigung meines Geschmacksvermögens schließen möchte. Ich trank ebenso regelmäßig und mäßig Spirituosen, Cognak, um mich nach erschöpfender Arbeit oder nach häufigem Regendurchnäßtsein anzuregen, verschmähte es auch nicht, außer der Zeit einen Willkommenbescheid zu thun; zu Tische war ein Glas leichter Bordeaux oder am liebsten eines schweren, etwas tintig schmeckenden portugiesischen Rothweins mein Getränk, am Abend eine oder einige Flaschen deutschen Importbiers. Wasser trank ich nur zum Cognak, sonst hatte ich kein Bedürfniß danach, obgleich ich in geradezu fabelhafter, an andern von mir niemals gleich stark beobachteter Weise transspirirte. Ich schlief regelmäßig die Nacht hindurch, wenn mich nicht meine meteorologischen Beobachtungen, welche mir jeden Monat zwei Nächte raubten, oder andere Vorfälle, wie sie in der Wildniß unausbleiblich sind, daran hinderten. Ich hielt auf peinliche Sauberkeit am Körper und in den Wohnhäusern. Meine Kleidung bestand in baumwollenem Tricotunterzeug — vor meiner Afrikaperiode hatte ich nur Leinen auf dem bloßen Körper getragen — darüber leichte Kleidung, die nur bei stärkerer Abkühlung nach Gewittern und in spätern Jahren auch während der ganzen kühlern regenarmen Jahreszeit einem leichten Wollanzug Platz machte. Ich wohnte anfangs in einer Negerhütte mit den Plantagenarbeitern zusammen, später in einem aus einheimischem, von Palmen gelieferten Material gebauten Hause auf Pfosten, die spätern Jahre in einer aus Bretern gezimmerten, ebenfalls auf Pfeilern ruhenden, geräumigen und mit europäischem Comfort ausgestatteten Wohnung, deren Platz ich im Umkreise möglichst trocken und rein zu halten suchte.

Das waren meine Lebensgewohnheiten: Sauberkeit, Mäßig-

keit und Regelmäßigkeit in jeder Beziehung! Wie lange ich aber auch bei steter Befolgung dieser Maximen dort hätte leben können, wer weiß das? Ich ging von der Befürchtung aus, daß Freiheiten, die man sich in der Heimat hundertmal erlaubt, dort schon in einem Falle zum Exceß werden, der sich bitter rächen kann. Trotzdem habe ich in stimmungsvoller Gesellschaft frohe Abende und Nächte gefeiert — mancher unserer bekannten Reisenden wird sich dessen erinnern — obgleich ich froh war, wenn der folgende Tag mit seiner Arbeit mir nicht Zeit ließ, einem ehrlichen „Katzenjammer" nachzuhängen, der sich sonst gar gern als ein Einschlupf vom Fieber benutzen läßt.

Das größte Contingent der Europäer in jenen Gebieten wird bekanntlich von den Kaufleuten gestellt; unter ihnen haben wir deshalb auch die meisten Opfer des Klimas zu erfahren. Ich glaube aber — in subjectiver Meinung — daß dies weniger der Fall sein würde, wenn sie ihr Leben anders zu gestalten wüßten, wenn sie den mannichfachen Anregungen zu geistiger Beschäftigung, wie sie auch ihnen durch die Reize einer fremdartigen Natur und einer hochinteressanten Menschenwelt geboten sind, mehr Folge leisteten. Die eintönige, fast mechanisch werdende Arbeit im Lagerhause oder im Ladenraum führt zu einer Erschlaffung, die besonders in kleinen, einsam gelegenen Factoreien, wo sie sich nur auf eine kurze Spanne Zeit am Tage bemißt, traurige Folgen hat und die auch als Schutzmittel zu betrachtende Willenskraft schwächt. Keine Lektüre, keine Unterhaltung, kein Interesse an selbstgewählter Nebenarbeit, aus Langeweile dann schließlich Unzuträglichkeiten in der Ernährung, Uebermaß in baccho et venere, und dem gegenüberstehend dann plötzlich eine fieberhafte Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte, wenn „das Schiff" da ist und in rasender Eile zu beladen ist — das sind die nach meinem Dafürhalten verderblichen schroffen Gegensätze, in welchen sich das Dasein der großen Mehrzahl

der Kaufleute dort bewegt, ohne daß die meisten derselben es verstehen, diese Gegensätze in irgendwelcher mäßig anregenden Weise auszugleichen. Ich glaube stets gefunden zu haben, daß Kaufleute, welche irgendeine harmlose Liebhaberei hatten, irgendeine den Geist beschäftigende Neigung bethätigten; lebhafte Menschen, die einmal einen Sprung machten, wo ein anderer gemessenen Schrittes ging; die sich mäßige körperliche Bewegung durch Fahren, Reiten oder längere Spaziergänge regelmäßig machten; Kaufleute, deren Geist stärker angespannt wurde, weil in ihrem Comptoir alle die Fäden eines ausgedehnten Geschäftsapparats oder eines größern Theils desselben zusammenliefen und von ihnen geleitet wurden — ich habe gefunden, sage ich, daß diese Leute dem Klima mehr Widerstandskraft entgegensetzten als andere. Mit einem Wort, der gebildete Mensch, der das Bedürfniß hat, sich weiter zu bilden und auch in Afrika jede sich ihm bietende Gelegenheit dazu maßvoll benutzt, hat nach meinem Dafürhalten vor dem ungebildeten, stumpfen Manne dort den Vorzug.

Ob er sich dort auch „acclimatisiren" kann? das weiß ich nicht und das weiß wol vorderhand niemand. „Sich acclimatisiren" heißt, seinen Körper an ein fremdes Klima so anpassen und gewöhnen, daß die Wirkungen desselben auf diesen Körper sich von denjenigen des heimischen Klimas nicht unterscheiden! Etwas anderes kann ich wenigstens aus dieser Bezeichnung nicht herausdeuten. Ob das aber der Europäer in Afrika kann, das ist eine andere Frage, die wol kaum jemals entschieden werden wird, weil ein und dasselbe Individuum nicht gleichzeitig zu zwei Untersuchungen in räumlichen Entfernungen benutzt werden kann, weil nicht festzustellen ist, wie die gesundheitlichen Verhältnisse eines Menschen, der drüben lebt, sich gestaltet haben würden, wenn er hier geblieben wäre. Derselbe, der im tropischen Afrika „gesund" bleibt und schließlich eines natürlichen Todes in hohem Alter stirbt, würde der hier ebenso lange, würde er noch länger gelebt

haben? Und was dann, wenn der Europäer sich drüben acclimatisirt hat und sein Schäflein durch rastlose Arbeit ins Trockene brachte? Es liegt nahe, anzunehmen, daß er die Früchte seines Fleißes dann auch in seiner Heimat genießen will, die mannichfachen Freuden der Civilisation, die ihm Afrika erst nach jahrhunderte- oder jahrtausendelanger Entwickelung kaum wird bieten mögen, kosten will — müßte dann nicht eine „Rückacclimatisation" eintreten? Doch das sind schließlich müßige Gedanken, wenn vielleicht auch zum Nachdenken anregend, denn für uns hat nur die Praxis Werth, die mit gegebenen Größen rechnet. Und da steht in Frage, auf welche Weise kann am besten und mit dem geringsten Schaden für seine Gesundheit der Deutsche in dem tropischen Afrika sich zu eigenem Vortheil der colonisatorischen Sache nützlich machen? Die Idee, in das tropische Afrika die deutsche Massenauswanderung zu lenken, um diesen Abfluß von Arbeitskräften rein deutsch-national zu erhalten, scheint ja glücklicherweise gänzlich von der Tagesordnung abgesetzt zu sein. Wenigstens greift die Einsicht, daß diese Idee eine verhängnißvolle sei, in gebildeten Kreisen immer mehr um sich, wenn auch aus der breiten Masse des Volkes unaufhörlich und immer wieder Anfragen bezüglich einer womöglich kostenfreien Auswanderung nach Deutsch-Afrika an den zuständigen Stellen eingehen! Wir werden uns schließlich begnügen müssen, unsere tropischen Colonien in derselben Weise auszubeuten, wie es andere Colonialvölker thun: durch Verwendung des Anlage suchenden Kapitals und vor allem thatkräftiger Intelligenzen, die als Verwaltungsbeamte, Inspectoren, Leiter von Unternehmungen in beaufsichtigenden, organisirenden Aemtern stehen und je nach Bedarf während kürzern oder längern Urlaubs von Zeit zu Zeit verdiente Erholung in Europa finden dürfen, bis sie schließlich daheim „auf ihren Lorbern" ausruhen können. Und ich meine, das ist gar kein großer Schade; Ackerbaucolonien suchen sich, wie

die Geschichte wol nachweist, immer einmal selbständig zu machen und mit dem „deutsch-national" wäre es dann vorbei. Pflanzungscolonien, wie wir denken, daß sich unsere tropisch-afrikanischen Besitzungen zu solchen ausgestalten werden, bringen viel Geld in die Heimat, bleiben von ihr abhängig — schon ihres steigenden Bedarfs an leitendem und denkendem Menschenmaterial wegen — und das dort verdiente Geld wird im Vaterlande verzehrt.[1]

Was der energische, nach außen strebende junge Deutsche zu thun hat, um in solcher Stellung trotz der üblen und ja leider noch in ihren Ursachen zum großen Theil unbekannten Wirkungen tropisch-afrikanischen Klimas zu eigenem Vortheil und dem Nutzen seiner Arbeit möglichst gesund bleiben zu können — dafür Normen anzugeben, muß ich berufener Feder überlassen, die aber leider bis zu ihrem Erscheinen wol noch langer Zeit bedürfen wird.[2] Ich selbst habe einige Andeutungen gemacht, die aus Selbsterlebtem resultiren, ohne aber damit mehr als eine subjective Meinung aussprechen und irgendwelche Gewähr für den einzelnen Fall oder gar die Allgemeinheit übernehmen zu wollen. Nur die

[1] Vgl. hierüber auch die sehr bemerkenswerthe Schrift: „Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien. Eine Studie im Gebiete der Handels- und Wirthschaftspolitik" von Ernst Friedel, königlicher Gerichtsassessor (Berlin 1867). Dieses leider nur noch antiquarisch aufzutreibende Buch ist jedem Colonialpolitiker auf das dringendste zum Studium zu empfehlen; nicht etwa allein als „historische Merkwürdigkeit", sondern weil der weitschauende Verfasser — jetzt Stadtrath in Berlin — schon vor 20 Jahren in ihr die erste wissenschaftliche und gleichzeitig praktische Uebersicht einer deutschen Colonialpolitik in dem jetzt vom Reiche adoptirten Sinne gab. Der Leser wird in dem Buche schwerlich einen der heutzutage unsere colonialen Bestrebungen bewegenden Gedanken vermissen.

[2] Für die Tropen im allgemeinen besitzen wir den bereits oben erwähnten und viel empfohlenen „Aerztlichen Rathgeber für Seeleute, Colonisten und Reisende in südlichen Gegenden" von Dr. Falkenstein.

Absicht leitete mich, zu vorsichtigen, unbefangenen Urtheilen anzuregen, als ich meine eigenen Erlebnisse erzählte. Meine persönliche Anschauung über diese Dinge deckt sich völlig mit dem durch Studium mehr berechtigten Urtheil des Fachmanns Dr. Falkenstein, welches ich weiter oben[1] wiedergab. Der springende Punkt in diesem Urtheil ist für mich aber in den Worten desselben „alle Forderungen einer richtigen Hygiene" und ferner „denkbar günstigste äußere Bedingungen" enthalten. Welches sind diese „Forderungen"? Welches ist die „richtige Hygiene"? Welches sind die „günstigsten Lebensbedingungen" für den Europäer und Deutschen im tropischen Afrika?

Das sind Fragen, deren Beantwortung sich doch nur auf langjährige Forschung stützen darf, und diese Forschungsarbeit hat sich im wesentlichen in das ärztliche und das meteorologische Studium zu theilen. Für die Kenntniß der Klimatologie des tropischen Afrika bedürfen wir vor allem auch die Kenntniß seiner meteorologischen Verhältnisse; erst dann, wenn wir einen gewissen Grad der Vollkommenheit in dieser Beziehung erreicht haben werden, können sich anerkannt gültige „Forderungen einer richtigen Hygiene" aufstellen lassen. Und einen Grad der Vollkommenheit haben uns die bisherigen, viel verstreuten, oft auf ihre Zuverlässigkeit kaum controlirbaren und deshalb kaum zuverlässigen Beobachtungen nicht verschaffen können. Wie dürftig das bis heute gesammelte Material für eine Klimatographie des tropischen Afrika ist, zeigt uns das fleißige Werk eines hervorragendsten Meteorologen, Professor Dr. Hann in Wien.[2] Auf nur 44 Seiten konnten die magern Gesammtergebnisse wiedergegeben werden. Die Zusammenstellung der bekannt gewordenen Luftdruckmittel, eins der wichtigsten Elemente für Beurtheilung von Witterung

[1] Vgl. S. 22.

[2] Vgl. „Handbuch der Klimatologie" (Wien 1883).

und Klima, nennt für das ganze ungeheuere Terrain nur acht Beobachtungsgegenden, nämlich Senegambien, Goldküste, Fernando Po, San-Thomé, Loangoküste, Loanda, St.-Helena, Sansibar (Stadt); Ladó ist wegen Unsicherheit der Meereshöhe unberücksichtigt geblieben. Dazu kommen in den letzten Jahren noch länger ausgedehnte Beobachtungen für Gabun, und eine kürzere Reihe für Vivi am Kongo. Charakteristisch für diese Orte ist (mit Ausnahme von Ladó und Vivi) ihre Lage an den Meeresküsten und die hervorragende Betheiligung der Westküste: keine einzige höhere Lage auf dem Festlande — auch Vivi wird nur auf 113,4 m Meereshöhe angegeben[1] — figurirt, und für das umfangreichste und von der Westregion sehr scharf abweichende Gebiet der für uns im Osten in Betracht kommenden Breitengrade ist als einziger Beobachtungsplatz das ganz niedrige Sansibar angeführt. Einen ähnlichen Vorzug erfährt die Westküste auch in Bezug auf andere meteorologische Elemente, besonders die Niederschlagsmengen die nur in Mombas und Sansibar gemessen sind, während Temperaturbeobachtungen auch im östlichen Gebiete und für das Innere desselben an mehrern Oertlichkeiten angegeben sind. Meteorologische Beobachtungsreihen, welche auf Reisen angestellt sind und heute hier eine Zahl, morgen aber in einem meilenweit entfernten Orte von anderer Höhenlage wiederum eine Beobachtung verzeichnen, machen sich als Beigabe zu einem Reisebericht recht hübsch, tragen aber thatsächlich zur Erkenntniß der klimatischen Verhältnisse fast gar nichts bei. So wissen wir über die höhern Lagen besonders im gebirgigen Kamerunlande sowie über die wichtigen und sicherlich zukunftsreichen Höhengebieten Ostafrikas noch so gut wie gar nichts, und wenn von vielen das höhere Inland Ostafrikas als gesünder bezeichnet wird, so ist das ja glaublich, aber noch durch

[1] Vgl. A. v. Danckelman, Mémoire sur les observations météorologiques faites à Vivi etc. (Berlin 1884).

nichts erwiesen; zum mindesten sollte man die Meereshöhe dieser Gebiete nicht allein für diesen bessern Ruf verantwortlich machen, denn die weit höhern Landstriche des innern Angola, welches im Süden sogar von sehr gesund genannten Dürregebieten begrenzt wird, erfreuen sich gerade keines großen Ruhmes.

Es liegt nichts weniger in meiner Absicht, als das Klima des tropischen Afrika schwarz zu malen; habe ich persönlich doch am geringsten Ursache dazu. Es kommt mir nur darauf an, nachzuweisen, daß unsere Urtheile — mögen dieselben nun für oder wider lauten — noch auf unerlaubt schwachen Füßen stehen. Auch hier müssen wir, wie es sich als das Resultat unserer Betrachtungen in dem ersten Abschnitt dieser Schrift ergab, bekennen: daß wir noch recht wenig oder nichts darüber wissen. Laienhafte Meinungen, wie wir sie anführten, und wie sie zahlreich geäußert werden, bleiben eben laienhaft und bleiben Meinungen, welche sich oft sehr schroff gegenüberstehen und das Publikum, welches doch aus diesen Urtheilen praktischen Gewinn und Belehrung schöpfen will, verwirren müssen. Stellen wir einmal einige drastische Beispiele sich gegenüber: „Nach ihrem (der Forscher) Urtheil ist ... für die menschliche Constitution der südliche Himmel und die tropische Vegetation erst die Vollbedingung des Lebens ..., hier gedeiht der wahrhaftig geistig und körperlich gesunde Mensch besser als in London oder im märkischen Sande.“[1] Dagegen: „Die bedeutendern Colonien Deutschlands sind Tropencolonien und als solche im allgemeinen für unsere Massenauswanderung nicht tauglich.“[2] Was noththut, ist aber die positive Wahrheit, und die Wahrheit stützt sich auf die Erkenntniß, welche die Forschung ergibt. Auch hier hat die Wissenschaft um einer großen und praktisch durchzuführenden Idee willen sich in den

[1] „Colonial-Politische Korrespondenz“, Nr. 9, 1885, S. 3.
[2] Ebend., 1887, S. 242.

Dienst der Menschheit zu stellen und ihren Hebel selbstlos einzusetzen. Aerzte und Meteorologen brauchen wir in unsern Colonien, forschende Fachmänner, welche auch erst in längern Jahresreihen zu gültigen Resultaten gelangen können und zwar erst mit dem Fortschreiten der Colonisation selbst, weil ihr Beobachtungsmaterial, die Europäer, in jenen Ländern reichhaltiger vertreten sein muß, als es bisher der Fall war.

Wir besitzen eine für die behandelten Fragen sehr interessante Schrift in den „Souvenirs d'une exploration médicale dans l'Afrique intertropicale" von Dr. med. P. Dutrieux.[1] Der Verfasser war Mitglied der ersten belgischen Expedition in Ostafrika und lebte und reiste daselbst etwas länger als ein Jahr; nach meiner laienhaften Auffassung trotz seiner Versicherung nicht „un temps suffisant pour en analyser les conditions climatologiques et pour apprécier les caractères des influences pathologiques qui y dominent" (S. 7). Der fachmännische Verfasser, welcher selbst schwerkrank Ostafrika verließ und „mehrere Monate Ruhe, Pflege und Luftwechsel in Europa nöthig hatte, um sich zu erholen" (S. 13), sagt S. 83 seiner Schrift: „Man darf indessen nicht darauf verzichten, in Centralafrika Gebiete zu finden, in welchen der Europäer während einiger Jahre sich eines der Gesundheit zuträglichen Klimas erfreuen kann, denn theilweise zeigen die Klimate dieser Zone sehr scharf ausgeprägte Verschiedenheit der Salubrität." Als solche gesunde Gebiete nennt Dutrieux besonders Nguru und Usagara; abgesehen von diesen Punkten sei das ganze Land zwischen der Küste und Ugogo ungesund. „Trotz benachbarter Sümpfe sind die Höhen von Usagara und Nguru gesund, die Europäer sind dort sicher vor der Malaria, welche verschwunden scheint, um Krankheiten meteorologischen Ursprungs Platz zu machen: sie können dort während mehrerer Jahre leben, ohne

[1] Paris und Brüssel, 1885.

weitere üble Folgen als diejenigen der Anämie." In den erwähnten „ungesunden Regionen correspondirt große Fruchtbarkeit mit einer excessiven Feuchtigkeit und Insalubrität" (S. 84), genau übereinstimmend mit den Aussagen des Arztes Dr. G. A. Fischer.[1] Worauf stützt nun Dr. Dutrieux diese Angaben? Auf die Erfahrungen seines Reiselebens und kurzen Aufenthalts und die Beobachtungen an Europäern? Sagt er nicht selbst S. 13: „Die Zahl der Europäer, welche in Centralafrika sich aufhielten, ist eine wenig beträchtliche. Diejenige der Zurückgekehrten leider eine noch geringere!" — Ich habe, indem ich diese Sätze aus der Schrift eines Fachmanns sich gegenüberstelle, nur die Absicht darzuthun, wie sehr hier andauernde exacte Forschung noththut! — In einem sehr beachtenswerthen Vortrag des englischen Reisenden Dr. med. R. Felkin[2] sagt derselbe unter anderm: „Obgleich allerdings Forschungen uns bereits manches Material über die allgemeine Figuration und Klimatologie Centralafrikas verschafft haben, so bleibt es doch Aufgabe zukünftiger detaillirterer Untersuchungen, die Beantwortung dieser wichtigen Fragen auf zuverlässige Daten zu begründen!"[3]

Und dauernde Forschung thut um so mehr noth, als der Fachmann nicht nur die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse zu untersuchen hat, sondern auch die sanitären Wirkungen der culturellen Entwickelung in den Tropengebieten in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen muß. Es wird allgemein

---

[1] „Mehr Licht im dunklen Welttheil", S. 27.

[2] „Can Europeans become acclimatised in Tropical Africa?" in: „Scottish Geographical Magazine", Edinburg 1886, S. 656.

[3] Soeben veröffentlicht die „Colonial-Politische Correspondenz" (1887, S. 289) eine Erörterung des Professor Dr. Finkelnburg, in welcher es unter anderm heißt: „Es muß uns die überraschende Thatsache entgegentreten, daß über die Mittel zum Gesundheitsschutz europäischer, besonders nordeuropäischer Ansiedler in den heißen Zonen unser Wissen und Können noch die empfindlichsten Lücken aufweist."

behauptet, daß die Veränderungen, welche die Bearbeitung des Bodens mit sich bringe, Krankheiten erzeugen oder schon bekannte, bestehende Krankheiten verstärkt oder häufiger auftreten lassen.

„Frische, kräftige Vegetation arbeitet der Vermehrung niederer Organismen entgegen, da sie die Stoffe in ihren Kreislauf zieht, welche jene zur Geltung bringt. Der Boden der Urwälder entwickelt in den ersten Jahren seiner Urbarmachung fiebererzeugende, den Ansiedlern oft verderbliche Miasmen, weil das bisherige Verhältniß zwischen Bodenfeuchtigkeit und der Vegetation gestört wurde. Sobald aber Getreide und Culturpflanzen gedeihlich sprießen, stellt sich die alte Ordnung wieder ein.“ [1] Weiterhin ist auch anzunehmen, daß nicht allein die cultivatorischen Veränderungen an und für sich allein, sondern auch die bei deren Entwickelung als sicher vorauszusehende dichtere Besiedelung des Landes bei größerer Seßhaftigkeit der vielfach nomadisirenden Eingeborenenstämme neue Krankheiten schaffen wird, wie sie die Cultur ja überallhin einführte. Rühmt man heute dem afrikanischen Klima nach, daß man in demselben nur mit *wenigen* bestimmten Krankheiten zu rechnen habe, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß dieses Charakteristikum späterhin nicht mehr zutreffend sein wird. Wenigstens führen W. J. Moore's „Manual of family medicine for India“ [2] und „Goodeve's Hints“ von Edw. A. Birch [3] für dasselbe englische Colonialreich eine große Menge von Krankheiten auf, welche in „*neuen*“ Tropenländern nicht bekannt sind.

Schon an einer andern Stelle [4] habe ich unter Darlegung zwingender Gründe darauf hingewiesen, daß es ein unendlicher

[1] Vgl. J. Stinde, Vergiftete Luft („Gartenlaube“ 1879, Nr. 10).

[2] London, Kalkutta und Bombay 1883.

[3] Kalkutta 1879.

[4] „Leben und Gesundheit in den deutschen Colonien“, in der „Deutschen Colonialzeitung“, 1887, S. 437.

Gewinn wäre, wenn die private Forschung sich nicht selbst überlassen bliebe, wenn vielmehr, um einer Zersplitterung und Vergeudung der Kräfte vorzubeugen, auch in dieser Hinsicht eine autoritative Stelle creirt würde, ein „Colonialsanitätsamt", welches die Einzelforschungen leitet, die Ergebnisse derselben vor Zersplitterung bewahrt und sammelt, um Gesammtresultate auf breiterer Basis zu gewinnen, zu verwerthen und zu neuer Forschung anregend Fingerzeige, die sich daraus ergaben, den fachlich gebildeten Beobachtern an Ort und Stelle mitzutheilen. Und auch hier bietet sich dem Deutschen Reiche eine Aufgabe, die von vielmeinenden und vielwollenden Privaten kaum mit den willkommenen praktischen Resultaten gelöst werden dürfte.

Drittes Kapitel.

Die Pflanzung.

Alle Culturaufgaben in (West-)Afrika sind nicht mehr durch den Handel, sondern nur durch Anbau und durch Hebung der Production des Landes zu erfüllen.
A. Woermann.

Wenn wir an die Ausnutzung unserer tropischen Colonien denken und die Wege betrachten, auf welchen wir dieses Ziel in möglichst praktischer und möglichst wenig Lehrgeld erfordernder Weise erreichen können, so liegt es am nächsten, daß wir uns nach dem Thun und Lassen anderer Völker umsehen, welche dieses Lehrgeld für Erlangung colonisatorischer Praxis bereits zahlten. Wo wir auf dem Gürtel niederer Breiten den Erdball umkreisend auch hinblicken, fast überall, wo Europäer erwerbsthätig heiße Länder aufsuchten, haben sie sich weniger zu Besiedlern als mehr zu Bewirthschaftern derselben gemacht [1] und mit Verwendung des eingeborenen Menschen oder eingeführter, sogenannter „inferiorer" Rassen die Bebauung des Landes geleitet. Ein Blick auf alle europäischen Tropencolonien zeigt uns das, mögen es Theile von Festländern sein oder meerumspülte Inseln, überall beobachten wir Pflanzungswirthschaft, in deren Betrieb die eingewanderten Europäer nur mehr hervorragende, leitende und beaufsichtigende Stellungen einnehmen.

[1] Vgl. Pechuël-Loesche, Bewirthschaftung tropischer Gebiete („Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte", Straßburg i/E. 1885, S. 553.)

Auch die deutschen Colonien werden, soweit sie tropische Klimate besitzen, nur durch Plantagenbetrieb in nutzbare Cultur genommen werden können, wenn nicht die rastlos fortschreitende Wissenschaft den Einfluß von Hitze und Feuchtigkeit mildert, die Fieberbildner zerstört und dem einzelnen eine „Acclimatisation" im weitesten Sinne des Wortes gewährleistet.

Vielleicht wird es den Leser interessiren, einen Einblick in tropische Plantagenwirthschaft zu erhalten, vielleicht mag ich auch demjenigen, der tropische Pflanzungen und ihren Betrieb bereits kennt, dies und jenes bieten, was specifisch westafrikanisch und ihm deshalb neu sein möchte. Allerdings habe ich darauf hinzuweisen, daß ich selbst, als ich die Gründung und Leitung einer Plantage unternahm, in der tropischen Landwirthschaft, welche, nach unsern Begriffen betrieben, im tropischen Westafrika überhaupt noch äußerst selten ist, noch keine Erfahrung hatte, abgesehen von dem, was ich während eines kurzen Aufenthalts in Liberia lernen konnte, wo die aus Amerika übergeführten befreiten Sklaven als „coloured gentlemen" Kaffee bauen. Auch die fremdländische Literatur über dieses Fach, welche mir später zugängig wurde, beschäftigte sich nicht mit den grundlegenden Arbeiten in demselben, sondern brachte nur mehr Belehrungsstoff für den Betrieb bereits fertiger Plantagen, und zwar besonders im britischen und niederländischen Indien. Was ich hier wiedergebe, ist das Resultat von Erfahrungen, welche vielleicht um so mehr Beachtung verdienen mögen, als ich ganz alleinstehend, ohne jedweden Rath mit gleicher Arbeit beschäftigter Nachbarn in meinem langjährigen Schaffen auf afrikanischem Boden nicht frei von folgenschweren Misgriffen in meinem Wollen und Thun war und vielleicht nicht anders sein konnte. Um so mehr aber dürfte meine Stimme deshalb Gehör verdienen.

* * *

Bei der Auswahl eines Terrains für die Anlage einer Pflanzung ist vor allen Dingen und zuerst dessen Lage in Bezug auf Communication und auch die Möglichkeit praktischer Wegeanlage ins Auge zu fassen. „Die leichte Angliederung an den Weltverkehr“ [1], das muß bei jenem Vorhaben in Ländern, welche ihrer Naturverhältnisse wegen überhaupt dabei in Frage kommen können, den Ausschlag geben. Jede überflüssige Stunde Weges, welche der Transport des spätern Pflanzungsproducts fordert — sei er durch Menschen- oder Thierkraft zu vermitteln — vertheuert die Production überall um ein Beträchtliches, am meisten aber in den Tropen, deren elementaren Gewalten möglichst geringer Zerstörungsspielraum auf möglichst kurzen Landwegen geboten sein darf. Die billigste und zweckmäßigste Transportgelegenheit bietet natürlich auch dort das Wasser, und so ist es wünschenswerth, die Plantage möglichst nahe an eine hindernißfreie Wasserstraße heranzuschieben, indem dieselbe als Grenze dient oder noch besser auch innerhalb des gewählten Landes fließt. Das Ideal würde es natürlich sein, wenn ein solcher Wasserweg direct von dem möglichst central gelegenen Niederlassungsort aus benutzt werden könnte, in welchem die Ernteerträge aus allen Theilen der Pflanzung zusammenlaufen, um dort bearbeitet und versendungsbereit hergestellt zu werden. Selbst wo bereits Eisenbahnen bestehen sollten oder deren Bau in naher Aussicht stände, würde die Wasserstraße genau dieselbe Wichtigkeit behalten, denn nur wenige Producte können ohne wesentliche Beeinträchtigung des Verdienstes die hohen Frachtspesen ertragen, welche erfahrungsmäßig tropische Eisenbahnen zu fordern genöthigt sind; eine an einem entferntern schiffbaren Fluß liegende Pflanzung wird unter Umständen ihre Erzeugnisse immer noch billiger auf den Markt werfen, als eine andere, welche die Vortheile eines Eisenbahnweges genießt.

---

[1] Semler, Tropische Agricultur (Wismar 1886), I, 1.

Daß auch sonst ein reiches Wasseradernetz in einem für Cultivationen bestimmten Terrain von großem Werth ist, brauche ich wol nicht besonders hervorzuheben; abgesehen von den natürlichen Einflüssen des befruchtenden und ableitenden Flußsystems bietet es auch vielfach Gelegenheit, theuere Menschen- und Thierkräfte zu ersetzen, sei es durch Benutzung desselben auch für den innern Verkehr in der Plantage, sei es als billigste treibende Kraft für maschinelle Betriebe. Bezüglich des letztern Punktes darf ich jedoch nicht unerwähnt lassen, daß bei dem durch gewaltige Regengüsse oft urplötzlich bewirkten hohen Steigen der Gewässer die Benutzung derselben als Motoren immerhin mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein wird, deren Lösung ein ganz genaues Studium der örtlichen Verhältnisse und mehrjährige Beobachtungen über das Steigen und Fallen der Flüsse oder Bäche erheischt.

Die zweite Hauptfrage dreht sich um die hervorragend wichtige Beschaffenheit des Bodens, bei deren Untersuchung die chemischen Bestandtheile nicht mindere Aufmerksamkeit fordern, als die physikalischen Eigenschaften, wie seine wasserhaltende Kraft, seine Durchlässigkeit, seine verticale Zusammensetzung. Besonders in letzter Hinsicht sind Einstiche in die Tiefe nöthig, denn einerseits ist oft die Art des Untergrundes für die Brauchbarkeit der obern Theile einflußreich, andererseits wird die Qualität der tiefen Erdschichten für den Anbau von tiefwurzeligen Gewächsen geradezu ausschlaggebend sein. Eine genaue Untersuchung der Bodenverhältnisse in den angegebenen Richtungen und zwar an mehrern Oetlichkeiten der in Aussicht genommenen Ländereien wird vor manchen Fehlschlägen bewahren und ist deshalb als unerläßliche Bedingung strengstens zu beobachten. Sie wird oft den Erfolg haben, daß der Pflanzer die Cultur von Gewächsen, welche er vielleicht von vornherein beabsichtigt hatte, fallen lassen und eine andere wählen wird, auf welche, als vortheilhaftere und den gegebenen Bodenverhältnissen besser entsprechende ihn jene genauen Unter-

suchungen hinweisen mögen. So kommt es auch in schon alten Plantagenländern vor, daß der bisher lohnende Anbau einer Gewächsart aufgegeben wird, weil eine genauere Untersuchung der physikalischen und chemischen Bodenverhältnisse die Cultur anderer Pflanzen als noch einträglicher erscheinen läßt.

Der Erwerb größerer, ausgedehnter Pflanzungsterrains scheint mir auch für den einzelnen Unternehmer empfehlenswerth, um so mehr, als ja, wie bekannt, bisjetzt wenigstens gerade keine Theuerung in tropisch-afrikanischen Urbodenpreisen eingetreten ist. Eine größere Fläche Landes wird mancherlei Verschiedenheit der Bodenverhältnisse enthalten, welche dem Pflanzer einst hochwillkommen sein kann; er ist dadurch in die Lage versetzt, aus dem guten Lande sich das für bestimmte und vielleicht im Laufe der Jahre Aenderungen erfahrende Zwecke beste und bestgelegene Terrain auszuwählen, und es dürfte auch der Umstand nicht ohne bestimmende Wichtigkeit erscheinen, daß — bei der Niedrigkeit der für den Ankauf zu zahlenden Summe kommen neben den erhofften Pflanzungserträgen die Zinsen für den auf den unbebauten großen Theil des Landes entfallenden Kapitaltheil ja gar nicht in Betracht — das Land mindestens nicht an Werth verliert. Ich möchte aber nicht in den unbegründeten Verdacht kommen, daß ich etwa einer frühzeitigen deutsch-afrikanischen „Landspeculation" das Wort rede, welche ja auch durch weise Gesetzgebung verhindert werden würde, und führe deshalb als wichtigsten Beweggrund für meinen Rath, größere Landstrecken als ein Plantagenterrain zu erwerben, die Erhaltung des Waldes an, welche durch größern Landbesitz in einer Hand mehr gewährleistet sein dürfte. Sobald im Laufe der Entwickelung dieser oder jener Bezirk sich als besonders geeignet für Pflanzenculturen herausgestellt haben wird, werden die Anlagen sich mehren, und das Befolgen jenes Rathes beugt dann einer Entholzung geschlossener Gebiete rechtzeitig vor, welche bereits ja auch andern Tropencolonien, Niederschlags- und damit

auch Fruchtbarkeitsverhältnisse zu unberechenbarem Schaden verändernd, so unendlich trübe und harte Zeiten bereitet hat.

Da es sich in den meisten Fällen wol um Culturen in Urwaldboden handeln wird, so lasse ich die Anlage einer Plantage in Savannen- oder reinen Steppengebieten unberücksichtigt, obgleich dieselben sich für gewisse Pflanzungen, z. B. vor allem die der mühelos zu ziehenden Oelpalme, in manchen, besonders seenahen Oertlichkeiten auch der Cocospalme, eignen dürften. Ich selbst habe keine Erfahrungen über Bebauung von Savannen oder Steppen sammeln können und bemerke nur, daß die außerordentlich zähe Lebenskraft afrikanischer Gräser die Cultur von Gebieten, welche sie bisher beherrschten, ungeheuer erschweren müssen; nach dem, was ich bei Wegeanlagen durch Savannen beobachtete, erfordert es anfangs wol härtere Arbeit, ein Stück Urwald mit reicherm Boden nutzbar zu machen, als ein gleiches Stück im ganzen weniger gehaltvollen Steppenbodens; die Erhaltung des erstern in Cultur, wozu besonders die Unterdrückung aller nicht hingehöriger Vegetation gehört, ist aber auf die Dauer leichter als das Gleiche in Graslandeculturen. Selbst auch die Anwendung unserer landwirthschaftlichen Geräthe, wie Pflug, Egge u. s. w., hat jahrelang mit den schwer ausrottbaren Nachkömmlingen einer originalen Grasvegetation zu kämpfen, deren manche Arten zu selbständigem Dasein geeignete Wurzelrhizomen in überraschend große Tiefen senden. Ich habe das theilweise wenigstens in den Grasländereien Südbrasiliens beobachten können. Andererseits ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß unter vorgeschrittenern Verhältnissen und auch jetzt schon in günstiger Absatzlage die schwerere Arbeit des Waldfällens auch an und für sich durch einigen Verdienst einen Theil der Unkosten zu decken vermag, wenn die Verwendung geeigneter Hölzer für technische Zwecke durch zweckmäßige Bearbeitung zu raisonablen Preisen ermöglicht wird. Der Bedarf an Bauholz ist mit zunehmen-

der Cultivation nicht ohne Belang, und die Deckung desselben schon jetzt allein an der afrikanischen Westküste beschäftigt zahlreiche Segelschiffe unter amerikanischer, schwedischer, norwegischer und deutscher Flagge.

Nachdem unter der grundlegenden und allerwichtigsten Beobachtung der berührten Vorsichtsmaßregeln die Wahl des Landes getroffen ist, wird der Pflanzer darauf bedacht sein, den Ort seiner wohnlichen Niederlassung in möglichst centraler Lage, dabei aber stets die Nähe etwa vorhandener natürlicher (Wasser-)Verkehrswege als wichtigst im Auge behaltend, zu bestimmen. Vorsichtig wird er dabei auch der Pflichten gegen seine und seiner Mithelfer und Arbeiter Gesundheit denken und den Wohnplatz vielleicht auf einen nicht steilen Hügel oder ein Plateau legen, fern von Sümpfen, die Richtung vorherrschender Winde beachten, welche vielleicht aus einem bestimmten Striche fiebererregende Dünste herbeitragen, und auf die Nähe guten Trinkwassers nur aus fließenden Gewässern oder frischsprudelnder Felsquelle Rücksicht nehmen. Hier wird er zunächst den Wald in kleinem Umkreise schlagen lassen, um auf der Lichtung eine landesübliche Hütte größern Maßstabes für die Unterkunft seiner Arbeiter und womöglich seiner eigenen Person herzurichten. Hanst er vielleicht auch besser in einem benachbarten Eingeborenendorfe oder in einer Europäerstation, so darf er doch nicht vergessen, daß seine stete Anwesenheit die Arbeit schneller fördert, und die Hingabe für sein Unternehmen wird ihn die Schattenseiten eines Zusammenlebens mit seinen Leuten unter einem Dach für einige Zeit mit in den Kauf nehmen lassen. Es ist, hier nebenbei gesagt, durchaus kein Schade, wenn auf diese Weise die eingeborenen Arbeiter mit den Lebensgewohnheiten und dem äußerlichen Sichgeben eines ehrenhaften, tüchtigen, strebsamen Mannes vertrauter werden. Gleichzeitig kann dann der Bau eines vorläufigen oder definitiven Wohnhauses aus landesüblichem Material, oder falls es schon herbeigeschafft

werden kann, aus eingeführtem Holz — Bretterhäuser dürften nach meinen Erfahrungen immer vorzuziehen sein — in Angriff genommen werden. Bei Errichtung jener provisorischen Gebäude — denn auch die Arbeiter sind später besser unterzubringen, wenn jetzt etwa die günstige Jahreszeit den Beginn der eigentlichen Plantagenarbeit wünschenswerth macht und die Bedürfnisse der Menschen etwas in den Hintergrund drängt — ist dann darauf zu achten, daß sie nur für den vorliegenden Zweck als provisorisch zu construiren sind, der Arbeitsersparniß halber jedoch andern Absichten, z. B. als Aufbewahrungsräume u. s. w., dienen können. Als Wohnhaus für den Europäer kann ich nach meinen Erfahrungen, wie oben erwähnt, am meisten ein luftiges Bretterhaus empfehlen, welches an der Westküste mit den von Eingeborenen viel verfertigten Matten aus Raphiapalmwedeln auf einem Dachgerüst von den mächtigen Wedelstielen derselben Palme gedeckt wird. Vor allem hat dieser Bau auf Pfosten zu stehen, sodaß die Luft ungehindert und frei unter dem Fußboden hinstreichen kann. Will der Besitzer ein Uebriges thun, so mag er die Fläche unter dem Hause cementiren und in dieser Cementdecke um das Haus herum einen, natürlich genau im Niveau gehaltenen kleinen, vielleicht drei Zoll breiten und ebenso tiefen Kanal ziehen. Derselbe, stets mit Wasser gefüllt, wird ihn in seinem neuen Heim, wenn überhaupt ein Radicalmittel denkbar ist, wirksamer als manches andere vor dem Zuzug unliebsamer Gäste aus dem Thierreiche, besonders verschiedener Ameisenarten, bewahren.

Nachdem ich hier etwas vorgegriffen, komme ich auf die nun in Angriff zu nehmende Plantagenarbeit zurück, zunächst auf das Schlagen des Waldes in demjenigen Theil des Landes, welchen der Pflanzer zunächst zu bestellen beabsichtigt. Das Fällen ist sicherlich eine der interessantesten Arbeiten; vielleicht macht der nervenerregende Anblick desselben dem Zuschauer deshalb schon so viel Freude, weil das Geschaffene

und die Fortschritte desselben so sehr in die Augen springen. Auch diese Arbeit bereitet besonders dem schon geübtern Neger wirkliches Vergnügen und geht ihm leicht von der Hand. Nun darf der Leser sich aber nicht vorstellen, daß die Fäller ohne Ordnung irgend beliebige Bäume in Angriff nehmen, sondern das Waldschlagen hat auch seine Technik, und von der Befolgung richtiger Grundsätze dabei hängt auch für das Gelingen später sich angliedernder Arbeiten viel ab.

Der Wald besteht aus Gebüschen, Sträuchern, dünnen Bäumchen und vielfach decorativen Blattgewächsen, welche das Unterholz bilden; aus niedern Bäumen bis zu der Stärke eines Menschenleibes, aus denen sich eine Mitteletage zusammensetzt; und aus jenen vereinzeltern Urwaldriesen, deren Stämme häufig durch weithin ausgebreitete Seitentafeln gestützt sind und deren oft eichen- oder buchenartig verzweigte, breit auslagernde Kronen hoch in die Lüfte ragen und oft wie ein Wald über dem Walde ein geschlossenes Laubdach bilden. Um in dem Arbeitsterrain einen bessern Ueberblick und Platz für die Schwingung der Axt an den Stämmen zu schaffen, auch dem Fäller das unbehinderte Flüchten zu ermöglichen, falls einmal ein Waldpatriarch zu frühzeitig oder in unerwarteter Richtung zusammenstürzt, wird zuerst das Unterholz mit dem Buschmesser, einer Art breitklingigen, halblangen Säbels, dicht am Boden weggeschlagen. In langer Front aufmarschirt, in Entfernungen, daß sie sich bei dem ausgiebigen Gebrauch des Buschmessers gegenseitig keine Beschädigung zufügen, schlagen die Leute nun alles, was einem oder wenigen Hieben weichen kann, nieder, und bald ist der Boden mit Gebüsch, Zweigen, Lianenstücken und Trümmern von Blattpflanzen, deren manche wir sorgsamst in unsern Warmhäusern pflegen, und selbst mit Bäumen bis zu Fauststärke des Stammes bedeckt. Der eintönige klappernde und rauschende Lärm des Schlagens und Niederfallens, begleitet von vielstimmigen Rufen und Gelächter der Arbeiter, welche

vielleicht diesen oder jenen in der Linie zurückbleibenden Genossen verspotten, wird hier und da durch eine Pause unterbrochen, in welcher die Buschmesser geschärft werden. Dieselben dürfen nicht zu schwer sein, um nicht bei der vielfach wechselnden Richtung der schnell aufeinanderfolgenden Schläge zu schnell zu ermüden, doch aber einige Wucht in dem Vordertheil besitzen, welche die Führung erleichtert. Ich habe gefunden, daß nur geübtere Arbeiter mit bessern Stahlklingen umzugehen wissen, da ein nicht genau geführter, etwa halbflach fallender Hieb auf den oft eisenharten Hölzern selbst dünner Stämmchen Stücke ausspringen läßt. Derselbe Schlag bringt in der Eisenklinge des weniger geschulten Arbeiters höchstens eine Beule hervor, welche bald wieder glatt geklopft ist. Vor allem ist auf die Griffe, die in der Faust ruhen, zu achten; sie müssen sich der innern Krümmung der umschließenden Hand, die beim Neger meistens klein und zierlich ist, gut anschmiegen und nicht zu dick sein, damit zwischen den Fingerspitzen und dem Daumenballen keine zu große Lücke bleibt, andererseits auch nicht zu dünn, in welchem Fall sich die Fingerspitzen auf die Dauer ermüdend in den Daumenballen eingraben. Man darf nicht vergessen, daß der Griff des Buschmessers fortwährend in der Hand ruht, während der Stiel der weit schwerern Axt nach gegebener Richtung nur durch die Handkrümmung gleitet. Die Befestigung der beiden Griffplatten an dem durchgehenden Heft des Buschmessers ist ein wesentlicher Punkt; sie dürfen nicht vernietet sein, weil die Nieten sich bald lockern und die Griffschalen dann lose am Heft klappern, sondern müssen durch breitköpfige, gut geschliffene Schrauben miteinander verbunden sein. Der Glätte wegen sind polirte Horngriffe solchen aus Holz vorzuziehen, und da derartige Werkzeuge fabrikmäßig nach einer Schablone hergestellt werden, so dürften sich die theuerern Horngriffe im Falle der Unbrauchbarkeit einer Klinge leicht an eine Reserveklinge anschrauben lassen.

Solche kleine, nebensächlich erscheinende Hinweise verdienen Beachtung; nichts hält die Arbeit mehr auf und ermüdet den Arbeiter mehr, als wenn das Handwerkszeug demselben nicht „sitzt"; Sparsamkeit ist hier nur übel am Platz, wo es doch auf möglichst flotte Leistung ankommt. Das geringere Arbeitsmaß bei unpraktischen Werkzeugen kommt theuerer zu stehen als werthvolleres Handwerkszeug, welches die Lust an der Arbeit und die Fähigkeit zu derselben länger erhält. Man muß die aufgerissenen, wunden Handflächen von Arbeitern gesehen haben, um anzuerkennen, wie wichtig die geeignete Form der Geräthe ist. Lustlose Arbeit ist nur halbe Arbeit; gutes und passendes Handwerkszeug trägt viel dazu bei, die Lust zu erhalten, und nach meinem Erfahren ist die frohe Stimmung der arbeitenden Eingeborenen von großer Wichtigkeit.

Mit dem Unterholzschlagen fährt man vielleicht zwei, drei, auch vier Tage fort, bis man eine mäßige Fläche Wald klar und rein vor sich hat, wie einen herrlichen, säulenstämmigen Hochwald. Nun beginnt das Fällen mit der Axt, und ich will hier gleich bemerken, daß ich trotz mancher Bemühungen leider keine deutsche Axt gefunden habe, welche annähernd dasselbe leistet, was die amerikanischen Aexte von verschiedenen Formen des meist abgerundeten Blattes und mit ihrem wundervoll bequem geschwungenen Stiel leisteten. Die amerikanische Axt schnellt fast von selbst aus der Schlagfalte heraus, die an der Schneide meist immer scharfeckige deutsche Axtklinge bleibt im Holze stecken und erfordert überflüssige Manipulationen, um sie wieder freizumachen; mit der geradsticligen Art deutschen Fabrikats mußten die Leute hacken, die amerikanische mit ihrem gebogenen Stiel ließen sie leicht und elegant durch die Hand fliegen. Das Eschenholz deutscher Axtstiele ist trotz aller Politur nicht genügend glatt, und die Hände der Arbeiter springen mit der Zeit auf, während sie mit dem amerikanischen Hickorystiel wochenlang ohne Scha-

den thätig sind. Großen Verdruß bereitete mir stets das Herausschaffen eines abgebrochenen Griffes aus der Axt, und ich mußte schließlich zu metallenen Keilen greifen, vermuthe aber, daß es wol andere praktischere Methoden gibt.

Der kundige Fäller beginnt seine Arbeit, wenn an Hügelhängen am Fuße derselben, und auf ebenen Flächen in der Richtung, nach welcher die vorherrschenden Winde hinwehen. Er schlägt zunächst die dünnern Bäume an, welche im Fallbereich eines mächtigern Stammes stehen, und zwar an Abhängen auf der Tiefseite des Berges, im andern Falle an der Seite, wohin die Luftströmungen gehen, sodaß die eingehauenen Kerben im Umkreis alle an derselben Seite zu finden sind. Ebenso behandelt er auch die stärkern Stämme, nur daß hier meist auch aus der entgegengesetzten Seite ein kleinerer Keil herausgeschlagen wird. Dann aber geht er mit mehrern Genossen an jenen vorerwähnten Baumriesen, und zwar auch er wird nur von den beiden Seiten gefällt, sodaß sich die vier Männer paarweise gegenüberstehen, das eine Paar über die linke, das andere über die rechte Hand schlagend. Bei besonders großen Bäumen, welche mit weit hinaufreichenden Stützfafeln versehen sind, bauen sich die Arbeiter binnen wenigen Minuten aus Gabelästen, Stangen und Lianenbindewerk Gerüste, auf welchen stehend sie den Baum über jenen Stützfafeln, etwa in zwei Mannshöhen, abschlagen. Der Anblick einer solchen beweglichen Gruppe tiefdunkler Gestalten in jener Stellung ist ein hochinteressanter. In der Hitze der Arbeit werfen sie das Hemd oder die leichte Jacke ab, welche sie in der feuchten Morgenkühle trugen, und um freiere Bewegung zu haben, schürzen sie auch das untere Gewand schwimmhosenartig zusammen; so stehen sie dort oben nacktfüßig auf dünnen Stangen, oft in wahrhaft unglaublichen Stellungen, z. B. beide Füße auf einem schwanken Aste voreinandergesetzt, das Gleichgewicht haltend, in unaufhörlichem Hin- und Herwiegen des Körpers jedem Axthiebe folgend, hin und wieder einen lauten

Ruf der Befriedigung über den Fortschritt der Arbeit ausstoßend oder den Baum anredend, daß er sich doch endlich ergeben und stürzen solle. Wer Körperformen von Negern sehen will, der betrachte nicht in den Straßen der Küstenorte herumlungerndes Gesindel, welches durch das Behängen mit europäischen Garderobestücken zu jenen, bei uns leider sehr eindrucksvollen und oft als typisch geltenden Caricaturen wird, sondern suche die Männer bei der Arbeit auf, sei es im Boot oder hier in der Plantage beim Fällen, bei einer Arbeit, zu welcher der ganze Körper mitwirkt, jede Sehne und jeder Muskel schattenwerfend stark sich in die bronzefarbene oder dunklere Haut drängt — und hier wird er wohlproportionirte Gestalten finden, schöne Körperformen, die oft dem Bildner als Vorwurf für seine Kunstwerke dienen könnten.

Eifrig schlagen die Leute fort, oft stundenlang und mit Ablösung, denn manche dieser Riesen haben eisenhartes Holz, sodaß der Axtschlag wie der Zusammenklang zweier Billardkugeln ertönt, und daß nicht selten ein Baum mehr als einen Arbeitstag für sich allein in Anspruch nimmt. Dann stöhnt es endlich leise in dem Baum, es knistert, es knackt vernehmlich und rauscht geheimnißvoll in der Krone, der Ruf ertönt: he talks („er spricht") — noch einige starke, feste Axtschläge, dann look out („Vorsicht") heißt es, mit einem mal fliegen die Aexte hinunter, wie Katzen gleiten die Leute von ihrem Gerüst hinunter, und im selben Augenblick, anfangs mit ächzendem Gestöhn, dann mit krachendem, prasselndem Getöse stürzt der Patriarch donnernd und mit gewaltigem Brausen der Krone zu Boden, in seinem Falle die umstehenden, bereits angeschlagenen Kinder des Waldes mit hinabreißend und zum Theil in tausend Atome zertrümmernd — ein erschütternder Anblick. Kaum liegt der Stamm, so tanzen schon die ausgelassenen, schweißtriefenden Gesellen, die ihn zu Falle brachten, auf dem Stamm oder oben auf dem Gipfel des Stumpfes, klopfen wol auch die Schnittfläche in gutmüthig bedauernder

Zärtlichkeit und verherrlichen die eigene Kraft in schnell improvisirtem Gesange.

Die Geschicklichkeit der Schwarzen in der Handhabung der Axt ist eine sehr bemerkenswerthe; selbst mit der aus eingeführten Eisenbarren angefertigten, etwa 3 cm breiten Axt, welche mehr einen in einem Holzstiel steckenden Meißel bildet, leisten die Eingeborenen Außerordentliches, wenn man erfährt, daß sie mit diesem primitiven Werkzeug das harte Rothholz und das fast eisenharte Ebenholz fällen und zerkleinern. Die Hiebflächen der gefällten Bäume und der Stümpfe sind oft fast so glatt, als wenn sie mit einem Stemmeisen bearbeitet wären, und die Treffsicherheit beim Axthiebe habe ich oft bewundern müssen. Ein Rothholzbaum mit weitauslaufenden Stützetafeln wurde in halber Mannshöhe völlig durchgefällt, absichtslos aber so gleichmäßig, daß das sehr egal vertheilte Gewicht der Krone den großen Baum nicht zu Falle brachte und er erst mehrere Stunden später, als die Seebrise einsetzte, umstürzte.

Versuche, diese mühevolle, wenn auch interessante Arbeit mit der Axt auf andere, einfachere Weise auszuführen, führten zu keinem günstigen Resultat. Ich bemühte mich, an Stelle des Stahls die sprengende Kraft des Dynamits zu verwenden, in Verbindung mit einer elektrischen Zündmaschine, da die Wirkung gleichzeitig explodirender Ladungen eine viel bedeutendere ist als die durch Zündschnüre herbeigeführte, welche niemals im selben Augenblick bei mehrern Schüssen eintritt. Das Anbohren der Bäume ist in den meisten Fällen eine sehr zeitraubende Arbeit; bei weichen Hölzern wirkt schließlich die Axt schneller als der Bohrer in Verbindung mit allen spätern zum Sprengen nöthigen Manipulationen; bei harten Hölzern dringt der amerikanische Schraubenbohrer so außerordentlich langsam in den frischen Baum ein, daß man oft einige Stunden braucht, um die Bohrlöcher in entsprechender Zahl und Tiefe herzustellen. Dazu kommt noch, daß die meisten

oder doch wenigstens sehr viele hartholzige dicke Bäume hohl sind — und das sieht man ihnen nicht an; dann verliert sich oft nach mühevoller Arbeit der Bohrer im Innern des Stammes, und das Dynamit würde hier keine Wirkung haben. Ich habe übrigens gefunden, daß dieses Sprengmaterial, obgleich ich bei Anwendung desselben genau nach den als beste bestimmten Methoden verfuhr, bei weitem nicht die hierorts bekannten Wirkungen im afrikanischen Urwalde ausübte; ob vielleicht die chemische Beschaffenheit dieses Sprengstoffs in jenem Klima leidet, lasse ich dahingestellt sein. Der Eindruck, welchen meine erste übrigens gelungene Sprengung eines stehenden Baumes vermittelst der Zündmaschine auf die Schwarzen machte, war ein geradezu entsetzlicher; in einem Nachbardorfe, mit dessen Bewohnern ich auf sehr gutem Fuße stand, wurde nach jenem Experiment lebhaft über Verlegung der Niederlassung aus der gefährlichen Nähe der Plantage debattirt.

Beim Waldfällen ist immer große Umsicht nöthig, um Schaden zu verhüten; besonders wenn eine größere Zahl Arbeiter damit beschäftigt ist, heißt es aufmerken, um sie rechtzeitig zu warnen, denn nicht immer fällt gerade der Stamm allein, der fallen soll; hier und da lockert sich eine unbemerkbare Liane, der Halt, den sie einem Stamme gegeben, verliert sich und überraschend bricht dann eine Waldpartie zusammen, in welcher noch Arbeiter beschäftigt sind. Das Auge des Aufsehers muß deshalb überall sein, bei den Leuten, in den Kronen, bei den Stämmen, und während gewarnte Arbeiter hierhin flüchten, heißt es hier auch schon wieder: look out! Weit davon ist allerdings gut vor dem Schuß, aber der Europäer, der mit Negern arbeiten will, muß eben dabei sein, und nichts würde in solchem Falle seiner Autorität mehr schaden, als wenn seine Arbeiter sagen könnten: der Weiße kommt nicht, er fürchtet die Bäume.

Das Schlagen wird nun einige Tage fortgesetzt, nicht zu

lange, damit die gelichtete Fläche nicht zu groß werde und die hingestreckten Bäume nicht zu ungleichmäßig trocknen. Da liegt nun ein Chaos von Stämmen und Trümmern, mit halbzerschmetterten Kronen und Aesten gen Himmel ragend; aber es ist nur ein scheinbares oder oberflächliches Durcheinander, denn unter diesem Gewirre liegen die Stämme alle in einer Richtung, sodaß sie sich mit den Kronen dachartig decken. Würde diese Masse so liegen bleiben, so möchte das spätere Feuer nicht wirksam genug sein, und deshalb werden schon nach wenigen Fälltagen die sparrig emporstehenden Aeste und Zweige abgehauen, ehe die dorrenden Blätter, welche das Feuer gleichmäßig weiter verbreiten, durch die Erschütterung der Axthiebe abfallen. Die ganze Masse packt sich dann eben und glatt, und das Feuer findet dann seinerzeit eine gleichmäßig vertheilte Nahrung. Ist diese Arbeit vollendet, so beginnt das Unterholzschlagen und Waldfällen von neuem, und in regelmäßiger Wiederkehr der Einzelarbeiten wird es fortgesetzt, bis das Terrain, welches in der kommenden Regenzeit benutzt werden soll, fertig ist.

Wie ich bereits weiter oben[1] vor einer Entwaldung, auf größere Verhältnisse ganzer Bezirke angewendet, warnen zu müssen glaubte, so wiederhole ich diese Mahnung auch hier in Bezug auf die kleinern Verhältnisse der einzelnen Plantagen. Wenn auch die Niederschlagsmengen und die Vertheilung derselben über das ganze Jahr nur durch eine Entblößung größerer Gebiete, das Gesammtergebniß vieler Einzelursachen, beeinflußt werden wird, so hat doch auch die Abholzung des einzelnen Culturgeländes in einer Pflanzung mancherlei Folgen, welche bei der Anlage genau zu überlegen sind. Die ganze Beschaffenheit des Bodens ändert sich, nachdem der Wald, der jenen Boden nährte und schützte, entfernt wurde; an Hängen geht ohne besondere Vorkehrungen die obere

[1] Vgl. S. 46.

Humusdecke leicht verloren, da die Gewalt tropischer Regengüsse, ohne den Widerstand von tausend kleinen Würzelchen und Pflanzengebilden und die schnell auffangende weiche Polsterdecke vieljähriger Laubschichten nach dem Abholzen auf der offenen Fläche zu finden, jene fruchtbare Ackerkrume fortspült und in den nächsten Schluchten verschwinden läßt. Was der Wald in unbestimmbar langen Jahren allmählich an fruchtbaren Stoffen aufsammelte, kann in kürzester Spanne Zeit unwiederbringlich dahin sein. Man soll deshalb besonders steilen Hängen und Bergkuppen, welche sich doch für Culturen kaum eignen, ihren Waldbestand lassen, weil derselbe immer ein Fruchtbarkeitsreservoir bilden und die Gewalt der Regen aufhalten wird, die sonst von dieser kahlen Höhe herabstürzend auch die anliegenden Flächen alles mit fortreißend überfluten würden. Man soll vor allem aber die vorhandenen Wasserläufe in dem Schutz und der Hut entsprechend breiter Waldstreifen an beiden Ufern lassen. Die überschüssigen Regenmengen, welche in den benachbarten Culturfeldern nicht langsam in den Boden sickern und die Bäche allmählich speisen, fließen jetzt gesättigt mit mancherlei fruchtbaren Stoffen jenen Ufern zu, werden dort aber von dem Waldstreifen aufgehalten, ohne welchen sie den Bach hoch anschwellen lassen würden; dieser aber wird andererseits in vielen Fällen, eben wegen des Aufhörens der allmähligen Wasserzufuhr, in der regenarmen Jahreszeit versiegen. Ich selbst mußte in manchen Bächen, welche nach Aussage der Eingeborenen vorher zu jeder Zeit Wasser geführt hatten, nach Abholzen ihrer Ufer in der trockenen Zeit vergebens nach Wasser suchen. Die gleichmäßige Vertheilung der Feuchtigkeit über das ganze Jahr hatte aufgehört, die Humusschichten waren widerstandslos in die Bäche geschwemmt, von diesen in den Fluß befördert, welcher dann diese Kostbarkeit irgendwo an seine Ufer oder draußen vor seiner Mündung im Meere als „Schlammbank“ absetzte. Befürchtet der Pflanzer, daß

die hohen Bäume dieser Uferschutzwälder die benachbarten Culturen etwa durch Windbruch während tosender Orkane schädigen möchten, so hat er zu bedenken, daß der dadurch entstehende vereinzelte Schaden viel geringer sein wird als der allgemeine Nachtheil, welchen die Uferentblößung mit sich bringt. Im übrigen kann er dem auch vorbeugen, wenn er die unmittelbar an den Rändern der zu bebauenden Felder stehenden hochkronigen Waldbäume kappt.

Die sich wiederholende Arbeit der Urbarmachung durch mehrere Jahre hindurch, welche in Klimaten mit zwei regenarmen Jahreszeiten auch jährlich zweimal wiederkehren kann, wird den Unternehmer schon von selbst dahin bringen, das neue Fällterrain durch einen Waldstreifen von dem bereits bebauten Felde getrennt zu lassen, da sonst die Flammen beim Brennen des ersten die Culturen des letztern schädigen könnten. Ja, auch die einzelnen Lichtungen während einer Waldschlagsjahreszeit wird er durch schmale Waldstreifen voneinander scheiden müssen, da sonst das Feuer des bereits brenntrockenen Stückes leicht in das noch nicht genügend ausgedorrte Holz der jüngern Nachbarlichtung übergreift und durch schlechtes, ungleichmäßiges Brennen viele Mühe und sonst überflüssige Arbeit — damit also auch unnöthige Kosten verursacht. Nachdem das ältere Feld bereits gebrannt ist, mag der schmale Feuerschutzstreifen gleichfalls niedergelegt und durch den nächstfolgenden Brand zerstört werden. Auch diese Waldstreifen, in gehöriger Breite bestehend, dienen als Fruchtbarkeitserhalter und überdies, wenn man die vorherrschenden Richtungen stärkerer Luftströmungen bei der Anlage berücksichtigt, als Windschutzwehren, welche für viele Culturen von großem Belang sind. An Verschwendung ist dabei vorderhand noch nicht zu denken, wo man noch große Flächen für ein Billiges erstehen kann, und außerdem macht sich diese scheinbare Verschwendung doch durch unmittelbar und mittelbar segensreiche Einflüsse bezahlt. Nicht überflüssig scheint uns auch der Hin-

weis darauf, daß — wenn auch für kommende Zeiten und Geschlechter — eine Erhaltung genügend großer Waldparcellen in der Nähe der Wohnniederlassungen räthlich ist, um auch für spätere Jahre den Bedarf an Brennholz für alle Zwecke der Siedelung in kostenloser Nähe decken zu können. Auch der Erhaltung einzelner Baumgruppen oder Bäume um ihrer Schönheit willen möchte ich das Wort reden; sie dienen dem Auge als wohlthuender Ruhepunkt, in heißen Stunden dem Arbeiter als erquickende Schattenspender in den Pausen der Erholung, und sind auch willkommene Marken für eine Planaufnahme der Anlage. Bei vereinzelten Bäumen wird das allerdings dem Ansturm des Flammenmeeres im Umkreise gegenüber nicht immer gelingen.

Endlich noch ist dem Pflanzer und besonders dem nach möglichst großer Ausdehnung begehrenden Anfänger weise Beschränkung im Fällen zu rathen. Er soll nicht mehr Lichtungen schaffen, als er wirklich in Cultur nehmen kann; eine größere und vielleicht aus Mangel an Arbeitskräften weniger sorgfältig bewirthschaftete Anlage wird ihm schließlich weniger Freude bereiten als eine kleinere, für deren vorzügliche Verwaltung seine Kräfte hinreichen. Ein unnütz oder für die culturelle Benutzung zu früh gefälltes Terrain wird ihm ein steter Quell von Aerger sein; konnte er es nach dem Brennen nicht gleich in Cultur nehmen, so wird aus demselben ein niedriges Gestrüpp, besonders von unwillkommenen Unkräutergästen, welche zusammen mit der entsprechenden Fauna in wunderbarer Schnelle aus der Steppe dorthin übersiedeln, gebildet. Braucht er es dann später, so hat er nach jenem verfrühten Brande nicht mehr genügenden Brennstoff, um diese Vegetation zu zerstören, und wird manche kummervolle Stunde über diesen Hort des Unkrautes, einer der schlimmsten Feinde seiner Arbeit, welcher noch dazu vielen Insektenschädlingen willkommene Brutstätten gewährt, erleben müssen.

Kehren wir nun zu der Reihenfolge der Urbarmachungsarbeiten zurück. Der hingestreckte Wald bleibt nach den früher beschriebenen Arbeiten zum Austrocknen liegen, je nachdem die Sonne in der trockenen Zeit klarer oder nebelverhüllter scheint, sechs bis acht Wochen; nicht zu lange, damit die Lichtung nicht wieder durch aufsprossende Wurzelschößlinge und Seitentriebe zu grün werde. An einem heißen Tage in der Mittagsstunde, bei stetigem Winde werden die Holzmassen an verschiedenen Stellen entzündet, bei schwachem Winde so, daß die Flammen vom Winde über das Feld getrieben werden; bei starken Brisen unter dem Winde, sodaß die fortwährend angefachten Flammen wirksam sich dem Winde entgegenfressen. In mächtiger Lohe verzehren sich dann binnen wenigen Stunden ungeheuere Holzmengen, wenn auch die Wirkung des Feuers in jenen feuchten Klimaten lange nicht die ist, welche der Anfänger nach der Schilderung von „Waldbränden" erwartete. Wenig harz- oder an ätherischen Oelen reiche Bäume begünstigen das Feuer; die vielen harten Hölzer schwelen in den stärkern Stämmen nur oberflächlich an, und die Ränder des benachbarten Waldes werden wol braun gesengt und gedörrt, prangen aber schon ein Jahr später wieder in frischem Grün. Nur einige Stunden halten die Flammen an, hoch aufsprühend, mächtige Rauchwolken in gewaltiger Säule vereint aufwerfend, dann bleibt allmählich nur noch die stille, heimliche, an einzelnen Hölzern lange weiter zehrende Glut übrig, welche noch für mehrere Tage das Betreten des Feldes verbietet.

Ein gut gebrannter Waldschlag erinnert oft an das nordisch-heimische Schneefeld, dicht und gleichmäßig gelagert deckt eine weiße Aschendecke in weiter Fläche den Boden; doch wird dieses Bild wieder verwischt durch die zahlreichen mächtigen und weniger dicken Stämme, meist noch mit dem Hauptgerüst der vieläftigen Kronen, welche der Glut der Flammen widerstanden und nun verkohlt in der weißen Fläche lagern. Und

nun, wenn der Boden kaum erkaltet ist, geht es ans Räumen. Manche Pflanzer, z. B. in Britisch-Indien, unterlassen dieses mühselige Fortschaffen des unverbrannten Holzes und legen ihre Pflanzungen zwischen demselben an; wie das aber einigermaßen sorgfältig und egal und exact geschehen kann, wie ferner später eine solche Pflanzung frei von Unkraut und Ungeziefer, das unter den liegen gebliebenen Stämmen immer seine Brutherde findet, zu halten ist, das habe ich mir niemals klar machen können. Manche Pflanzer, daß ich das hier nicht verschweige, sind überhaupt gegen das Brennen, weil die Ackerkrume unter der Glut des Feuers sich verändere und leide; wie sie sich aber anders helfen wollen, habe ich auch nicht erfahren können, und ich denke, daß es in der Hauptsache immer bei der angegebenen Praxis bleiben wird.

Das Räumen des Brandfeldes besteht in dem Beseitigen des unverbrannten Holzes. Die Stämme werden wieder mit der Axt in transportable Stücke getheilt und mit Händen und Hebelstangen in großen Haufen aufgestapelt, die dünnern zu unterst, die dickern oben darauf, das Ganze vielleicht um einen Stumpf jener tafelgestützten Baumriesen gruppirt. Was dann noch nach Inbrandstecken dieser Scheiterhaufen, welche durch Zuführen neuen Holzes aus der Nähe oft tagelang in Glut gehalten werden müssen, um auch die dickern Stämme zu verkleinern, übrigbleibt, wird in die benachbarten Thalfalten gerollt; darunter sind oft Stammstücke, welche im Durchmesser die Höhe eines Mannes überragen und dann, um sie durch Hebel überhaupt handhaben zu können, in entsprechend kürzere Stücke zerschlagen werden mußten. Vorher prüft aber der vorsichtige Pflanzer die Hölzer auf ihre technische Verwendbarkeit, je nach seinem gegenwärtigen oder für später in Aussicht genommenen Verbrauch, zeichnet die Ausgewählten durch markirende Beilhiebe aus, und läßt sie in die Nähe seines Wohnplatzes und der Handwerkshalle schaffen. Wo nach längern Beobachtungen oder nach der Lage des Gebiets

von vornherein auf regelmäßige und genügend starke Winde zu rechnen ist und entweder die Ausführung des eigenen Anlageplans größere Mengen an Baumaterial erfordert oder die einträgliche Verwerthung geschnittenen Holzes in kaufmännischem Vertrieb durch günstige Absatzlage gesichert scheint, sind zur Uebertragung der Windstärke als arbeitende Kraft zur Zubereitung der Hölzer Windmotoren am Platze, gleich aber so aufgestellt, daß sie auch als Bewegungsmittel für andern maschinellen Betrieb benutzt werden können, oder die Anlage von Wassermühlen unter Beobachtung der weiter oben[1] angeführten Punkte in Erwägung zu ziehen.

Ein abgeräumtes Feld zeigt jetzt nur noch die stärkern Stümpfe, welche, oft mit tiefen Pfahlwurzeln, aus der Erde ragen. Ein Ausroden derselben würde eine ungeheuere Arbeit erfordern und die Kosten derselben mit dem Erreichten nicht in Einklang zu bringen sein; andererseits ergibt sich dagegen beim Ausroden der große Nachtheil, daß bei Baumculturen (wie Kaffee, Cacao u. s. w.) die tiefer gehenden Wurzeln dann häufig auf die unterirdischen Reste jener Stümpfe stoßen und diese Hindernisse für das Eindringen jener in das tiefere Erdreich die Entwickelung des Baumes hemmen und schädigen. Die zerstörenden Einflüsse der Atmosphärilien, sowie die fortgesetzten Culturarbeiten, sei es nur mit der Hacke oder mit complicirtern Ackerbaugeräthen, zerstören im Laufe der Jahre diese Stümpfe, sodaß binnen fünf bis sechs Jahren nur wenige ganz hervorragend widerstandsfähige Hölzer übrigbleiben.

Ist dieses Feld mit dem allgemeinen Wegenetz, welches der Pflanzer bereits bei den frühern Untersuchungen des Terrains auf seine Brauchbarkeit oberflächlich entworfen haben muß, zu verbinden, so wird nach dem Räumen der betreffende Weg sofort abzustecken und möglichst bald praktikabel zu machen

[1] Vgl. S. 45.

sein, da streng darauf zu halten ist, daß die Arbeiter wegen der Unkrautverschleppung nicht ohne bestimmten Zweck über und in das Feld gehen, sondern diesen Wegestrang benutzen. Ein einigermaßen geübtes Auge wird bald herausfinden, wo etwa etwas aufzuschütten ist, falls Vertiefungen oder Mulden zu zerstörenden Wasseransammlungen in der Regenzeit führen könnten, und das Material dazu entweder aus den Seitengräben oder aus den immer auftretenden Erdbuckeln und vielleicht Ameisenhaufen von oft beträchtlichen Dimensionen aus dem Felde holen.

Bei Benutzung des Feldes wird es nun darauf ankommen, ob eine Saatcultur (z. B. Indigo, Reis u. s. w.), eine Steckcultur (z. B. Zuckerrohr, Manioc, Arrowroot u. s. w.) oder eine Pflanzcultur (z. B. Taback, Kaffee u. s. w.) in Aussicht genommen ist. Bei jenen beiden, über welche ich keine Erfahrungen sammelte, welche mittheilenswerth wären, weil dieselben sich nur auf kleinste Versuche auf Gartenbeeten beschränkten, sind weitere Vorbereitungen des Bodens nöthig, wie wir sie mit Anwendung von Ackerbaumaschinen aus unserm heimisch-deutschen Landwirthschaftsbetriebe kennen; für Pflanzenculturen sind zunächst die Plätze, an welchen die zu pflanzenden Gewächse stehen sollen, durch Pflöcke zu bezeichnen. Ein regelloses Pflanzen würde manche Bäume durch zu dichtes Pflanzen schädigen, auch die spätern Culturarbeiten und das Arbeitspensum nicht ausreichend controliren lassen, was bei exacter Reihenanlage sehr erleichtert wird. Die Bezeichnung der Pflanzplätze geschieht mit kleinen, etwa 3 Fuß langen Knütteln, welche während regenschwerer Stunden mit Benutzung des geschlagenen Unterholzes in der Arbeitshalle angefertigt und gleich in transportable Bündel von 50 Stück eingebunden wurden — nach dem Verbrauch dieser Bündel wird man dann sofort einen Ueberblick über den Bedarf an Pflanzen für das betreffende Feld haben —, und der Piketirleine, in welche in den Entfernungen zwischen den einzelnen Pflanz-

punkten Zeugstreifen als Marken eingeflochten sind. An die Stelle jedes Läppchens der straffgezogenen und für das Ueberschwingen von einer Linie zur andern nicht zu langen und schweren Schnur wird ein Piket eingeschlagen. Zunächst ist, meistens parallel dem Wege — bei Biegungen desselben sind dann die Pikets möglichst gleichmäßig über die Winkelstücke zu vertheilen — eine Grundlinie abgesteckt, dann in genügender Entfernung von dieser eine parallele Fluchtlinie und auf diese beiden rechtwinkelig die langen Reihen, wobei die Parallele zum Einvisiren der Richtung dient. Es ist das eine Arbeit, welche der Pflanzer getrost seinen Leuten, nachdem er dieselben mitarbeitend belehrt hat, überlassen kann. Nach dem angegebenen Schema stehen die Gewächse dann im Quadrat; bei der Methode, im Verbanddreieck zu piketiren, wird wol Platz gewonnen, mehr noch bei der Quincunxform, nach welcher ein Baum in der Mitte und je fünf um ihn herum stehen, alle auf der ganzen Fläche in gleicher Entfernung — die Mühe aber, welche ich anwenden mußte, um diese Arbeit den Eingeborenen begreiflich zu machen, war eine so zeitraubende und schließlich doch so unzuverlässig im Erfolge, daß ich davon abstehen mußte.

Hinter den Piketirarbeitern, nachdem dieselben etwas vorausgekommen, sind sofort die Lochmacher beschäftigt, die Erde an den Pflanzstellen bis zu geeigneter Tiefe auszuheben, am einfachsten mit Erdzangen, wie sie auch in Deutschland schon bekannt sind. In wenigen Minuten ist das Pflanzloch groß genug, und die Erdmischer folgen, welche die herausgenommene Erde, die stets auf einen Haufen und zwar bei Hügelhängen unterhalb des Pflanzloches aufzustapeln ist, von etwa vorhandenen Steinen, Holz- oder Wurzelstücken zu reinigen und, sobald Erde aus größerer Tiefe geholt wurde, mit fruchtbarer Oberflächenerde — an Hügelhängen stets oberhalb des Loches fortzunehmen — zu mischen. Es ist bei dieser ganzen Arbeit zu bemerken, daß je frühzeitiger die Pflanz-

löcher vor dem Pflanzen offen stehen, desto mehr sich die Erdwände der Löcher und die herausgenommene Erde zersetzen, d. h. durch Einwirkung der Atmosphäre mürbe werden und sich bereichern. Ferner aber hat der Pflanzer zu erwägen, daß diese Anlage mit der Menge der Arbeitskräfte beim spätern Pflanzen und der dabei sehr wichtigen Aufseher im Einklang bleibt. Das Pflanzen muß später so flott ausgeführt werden, daß die oft gewaltigen Regengüsse beim Beginn der Gewittermonate nicht etwa die Pflanzlöcher verschlemmen und unbrauchbar machen.

Alle bisher erwähnten Culturarbeiten sind nur in der trockenen oder regenarmen Zeit auszuführen, mit oder unmittelbar vor dem Beginn der Regen wird gepflanzt; manche zartern, krautartigen Gewächse, welche in ihrer Jugend unter dem Regen zu sehr zu leiden haben, sind schon früher zu pflanzen, damit sie bei ausreichendem Begießen bereits festgewurzelt und widerstandsfähig sind, wenn der tropische Regenhimmel seine Schleusen öffnet.

Ueber die wichtige Arbeit des Pflanzens darf ich hier kurz hinweggehen. In ihren Grundzügen deckt sie sich mit dem Pflanzen von Baum und Strauch in der Heimat und richtet sich andererseits aber auch so nach den verschiedenen Pflanzenarten, daß eine genaue Darstellung über den Rahmen dieser Betrachtungen und auch über meine persönlichen Erfahrungen hinausgehen würde. Nur einige Punkte mögen hier noch besondere Erwähnung finden. Es ist in den Tropen vor allen Dingen geboten, die beim Pflanzen in der Heimat beobachteten Vorsichtsmaßregeln bis auf das Aeußerste zu verschärfen, als da sind: vorsichtiges Herausnehmen der Pflanzbäumchen aus den früher angelegten Schulbeeten — das Alter der Pflänzlinge, Behandlung, Schnitt u. s. w. richtet sich ganz nach der Art des Gewächses —, Vermeiden von Verletzung der Wurzeln und Quetschung der Pfahlwurzel, möglichster Schutz der Wurzeln vor der glühenden Sonne beim

Transport nach dem Pflanzfelde — weshalb die frühere Anlage der Schulbeete in der Nähe der Pflanzterrains räthlich ist —, sorgfältiger Schnitt der Wurzeln mit scharfen Messern, vorsichtiges Pflanzen in je nur geringen Quantitäten jeweilig aus der Schule geholter Bäumchen, sofortiges Beschatten derselben — am besten durch Baumzweige oder der hierzu vorzüglich verwendbaren in kurze Stücke gehauenen Palmwedel, deren Fiederblättchen in dem Maße eintrocknen und dadurch den Schatten vermindern, in welchem das Bäumchen anwurzelt und sich in Boden und Sonnenschein heimisch macht —, tüchtiges Begießen — auch bei etwa eintretendem Regen, weil der Strahl der Gießkanne die Erde besser zwischen die Wurzeln schmiegt als jener —, genügende Erdkränze für das Begießen — bei Hügelterrain an der Unterseite höher als oben —, vor allem aber das Auge des Herrn und zuverlässiger Aufseher überall, geduldiges Zeigen, Vorarbeiten, Rathen und Helfen und demnach auch ein richtiges Verhältniß zwischen Arbeiter- und Aufseherzahl, damit nicht die Menge der Arbeit auf Kosten ihrer Güte und sorgfältigen Ausführung erreicht wird. Dies sind wol die Hauptpunkte, welche im allgemeinen für alle Pflanzculturen im tropischen Afrika zutreffen mögen. Manche der in diesem Abschnitt angeführten Manipulationen können dem heimischen Leser als nebensächlich erscheinen, für die verschiedenen Verhältnisse der Tropennatur sind sie es aber nicht, sondern vielmehr von meist folgenschweren Wirkungen begleitet.

Nach dem Pflanzen kommt dann die Zeit des Harrens und Hoffens auf die erste, die „Jungfernblüte“ und Ernte. Welch ein Jubel und Frohlocken, wenn das älteste Feld dufthauchend im Blütenkleide prangt! Welche Hoffnung auf die erste Ernte! Aber wie viel Mühe liegt noch zwischen dem Pflanzen und der Blüte und Ernte, bei manchen Culturen eine wie lange Zeit der Arbeit und Sorge für das ganze Feld und den einzelnen Baum! Gegen Schädlinge der Pflanzenwelt,

rasch erscheinende und fast unausrottbare Unkräuter der Tropen, welche das Feld zu erobern trachten, gegen Feinde aus der Insektenwelt, welche die einzelne Pflanze oder deren Blühen und Fruchttragen mit Zerstörung bedrohen, immer ist da eifriges Wachen und unausgesetzte Arbeit nöthig, und deshalb wird der Anfänger in einem Lande, welches ihm in ältern Plantagen nicht schon belehrende Vorbilder bieten kann, wohl thun, meinen wiederholten Rath zu beherzigen und sich in den grundlegenden Anlagearbeiten weise Beschränkung zur Pflicht zu machen, damit er erst den Umfang der viel mühseligern Erhaltung und Pflege des Junggeschaffenen kennen lerne. Schon während des Pflanzens mag er vielleicht einsehen, daß seine Arbeitskräfte nicht hinreichen werden, um die sämmtlichen geräumten Felder mit den geplanten Culturen zu bestellen und in Cultur zu halten; dann sollte er das Zuviel derselben, um es möglichst brauchbar für die nächste Pflanzperiode zu erhalten, schnellmöglichst mit deckenden Nutzpflanzen bestellen, z. B. mit Reis (von Liberia, welcher keines Sumpfbodens bedarf), Bohnen, Kürbis u. s. w., sonst findet er dort unsagbare und wenig lohnende Mühe in erfolglosem Kampf gegen Unkraut. Viele Unholde, die dem Pflanzer das Leben schwer machen, könnte ich anführen, manche schädliche Pflanzenart, die dem Culturgewächs die Kraft des Bodens alles überwuchernd stiehlt, manche Thiere, die als Bohrlarven in das Mark des Bäumchens eindringen, als Landkrabben (taschenkrebsartige Krustenthiere) die Bäumchen köpfen, als Ameisen die Blüten zerstören, als Vögel auf der Ameisenjagd die Fruchtansätze zerhacken, als Schild- und Blattläuse — die wieder Pfleglinge der Ameisen sind — den Saft aus Zweigen und Blättern saugen, als mikroskopische Pilze das Gewebe der Pflanze in Krone und Wurzel zerstören. Aber alles das konnte ich nur auf beschränktem Gebiete verfolgen, und mir mangeln die Erfahrungen, um diese Beobachtungen auf das deutsch-coloniale Afrika zu verallgemeinern. Die

Sorge um das viel Arbeit fordernde und immer rechtzeitig vor seinem tausendfach vervielfältigenden Blühen und Fruchtreifen zu jätende Unkraut wird den Pflanzer auch bald dahin bringen, die in ihren Nebenerträgen verführerischen Nebenculturen von Nahrungsgewächsen (z. B. Manioc u. s. w.) zwischen den Baumreihen zu unterlassen — abgesehen von etwa nöthig werdenden Schattenbäumen (z. B. bei Cacao), zu welchen keine Bananen oder Pisang gewählt werden sollten. Die Ernten dieses Zwischenbaues mögen lohnend sein, aber die Nebenpflanzen erschweren die Controle und Cultur des Hauptgewächses; der Kampf gegen die vorerwähnten Feinde wird bedeutend mühevoller, und so steht schließlich das Resultat der Nebenernte doch nicht im Einklang mit der Last, die durch dieselbe für das ganze Feld entsteht. Für Culturen von Nahrungsgewächsen für den Bedarf der Arbeiter sollten eigene Felder eingerichtet werden, womöglich nach europäischer Methode bewirthschaftet, und besonders unter Beobachtung eines zweckentsprechenden Fruchtwechsels. Höchstens der schnelllebige vorerwähnte Reis von Liberia, welcher binnen wenigen Monaten ein Korn in verschiedenen Spielarten in reicher Ernte zeitigt, dessen Geschmack von manchen Sachverständigen über denjenigen aller andern Sorten gestellt wird, mag auf verunglückten Brandfeldern oder auf solchen Lichtungen, die man rechtzeitig zu bepflanzen nicht mehr Aussicht hat, bestellt werden. Der dichte Stand desselben verhindert Unkrautansammlung, lockert und beschattet bereichernd den Boden. Im übrigen ist für den Betrieb dieser Nebenculturen wol ausschlaggebend, ob der Ankauf von Nahrungsmitteln aus den Händen der Eingeborenen nicht billiger einsteht als die eigene Production; und dies wird vielfach der Fall sein und noch den weitern nicht zu unterschätzenden Vortheil haben, daß bei festen Preisen und regelmäßiger Abnahme der Pflanzer stets in einem guten und freundschaftlichen Verhältniß mit den Söhnen des Landes bleiben wird.

Noch möchte ich einen für die Pflanzwirthschaft wichtigen Punkt berühren: die Ernte. Bei der Bestimmung der zu betreibenden Cultur, besonders wenn es gilt neue Gewächse einzuführen, hat der Pflanzer genau zu überlegen, ob die klimatischen Verhältnisse eine zweckmäßige Bearbeitung der Ernten gestatten. Das Trocknen mancher Früchte für den Seeversand ist in einem so feuchten Klima, daß die glühend heiße Sonne an einzelnen Tagen nicht einmal die auf der Leine hängende Wäsche zu trocknen vermag, oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft[1] und erfordert in manchen Fällen eigens construirte Apparate. Ferner auch ist rechtzeitig zu untersuchen, wie den Zerstörungen von Insekten vorzubeugen ist, welche, wie die mit den Reisladungen aus Indien eingeschleppten kleinen Rüsselkäfer (Reiselefanten), oft genug unglaublichen Schaden (z. B. an Mais) anrichten. Auch wird es mit dem einfachen Trocknen der Ernte nicht in allen Fällen gethan sein, sondern, besonders wo auch die Farbe des Products den Verkaufspreis beeinflußt, ist die Art und Weise des Trocknens, durch welche die Farbe modificirt wird, in Versuchen zu erproben, ob langsam im Schatten, ob schneller im Sonnenschein, wodurch oft auch die Form der Frucht zu ihrem Schaden verändert wird, ob auf Säcken oder Matten, ob auf cementirten Flächen, ob auf Eisenplatten.

Die etwa nöthige maschinelle Behandlung der Ernte wird vielleicht durch Windmotoren, die ich früher erwähnte und welche als bewegende Kraft für verschiedene Maschinen benutzbar einzurichten sind, betrieben werden können, wenn die Windverhältnisse dies gestatten, sonst würde Wasserkraft, Thierkraft oder schließlich Dampfbetrieb in Frage kommen, entsprechend den Umfangsverhältnissen der ganzen Anlage.

[1] Kopra aus Westafrika ist, wie man sagt, minderer Qualität als von den Südseeinseln, weil vermuthlich die feuchte Luft das Trocknen nur unvollkommen und nicht schnell genug von statten gehen läßt.

Auch die Unterbringung der ganzen Ernte bis zum Transport erfordert Studium, da es darauf ankommt, ob sie bereits versandfertig und dann in welcher Weise am zweckmäßigsten verpackt, lagern kann, oder lose in luftigen, gegen schädliche Feuchtigkeit oder Insekten möglichst schützenden Räumen aufzubewahren ist; denn danach wird sich die Bauart und die Art des Materials für die Niederlagen richten müssen.

Mehrfach schon erwähnte ich die Wichtigkeit der Communicationsverhältnisse; dieselbe kommt nicht allein für den Verkehr mit der Außenwelt, zunächst dem Verschiffungsplatz und dann mit dem Verkaufsmarkt zum Ausdruck, sondern nicht minder auch in der Pflanzung selbst. Der Unternehmer wird von vornherein sich ein Bild des Wegenetzes in seinem Lande machen müssen, zunächst vielleicht oberflächlicher, später aber, besonders in der Regenzeit, wo ihm die hydrographischen Verhältnisse in einem ihrer Extreme in die Augen springen, genau und eingehend; er darf nicht nur an die nächsten Jahre denken und für eine der Gegenwart dienende Anlage sorgen, sondern hat die ersten Wege nur als ein Glied in dem später sich ausbreitenden größern Communicationsnetz zu betrachten. Die Anlage der Wege muß sich natürlich nach der Oberflächenformation und dem Bedarf richten: mehrere breite Hauptwege, noch mehr in denselben ausmündende Nebenwege werden anzulegen sein. Es braucht keiner Verschwendung an Land gehuldigt zu werden, doch aber können die Wege zahlreich und bequem breit, die Hauptstränge für zwei, die Nebenstraßen für einen Wagen breit genug, eventuell mit stellenweisen Rondels zum Wenden oder Ausweichen bei Begegnungen sein; dieselben dienen nicht nur dem Transport, sondern auch der Erhaltung der Feuchtigkeit im Boden und wehren an Hügelhängen, mit einem Graben an der Oberseite, der an der tiefsten Stelle in Durchlässen aus glasirten Thonröhren oder von Fässern mündet, der Gewalt reißender Regenwässer. Bei steilern Berghängen, welche umgangen werden müssen, schneide

man die Wegebreite zum größten Theil aus dem Berge aus, weil die Seitenanschüttung leicht fortgespült wird; den Abschnitt schräge man genügend ab, daß er allmählich in den geräumigen Graben verlaufe, und den Wald über dem bloßgelegten Erdreich schone man als wirksamen Auffänger der Regen, stütze aber die großen Kronen, welche etwa überhängen und beim Hin- und Herschwanken im Sturm unwillkommene Erdrutsche veranlassen möchten. Südlich des Aequators werden die Wege des schnellern Abtrocknens wegen an der Nordseite, nördlich des Aequators an der Südseite der Hügel hinführen. Die Verlängerung des Weges um den Berg herum scheue man nicht, wenn man in gleichem Niveau bleiben kann; der gerade Weg über den Erhebungsrücken ist schließlich nicht immer der kürzeste, und die Anlage von Zickzackstraßen erfordert bereits Uebung in solchen Arbeiten. Vielleicht wird die Gesammtanlage der Wege von Anfang an bereits von dem Entschluß beeinflußt werden, in kommender Zeit die vielfach gebräuchlichen transportablen Eisenbahnen (z. B. System Hoffmann oder Decoville) zu benutzen. Man versäume nicht, die Straßen genügend zu wölben, damit das Wasser schnell abfließt, und rechne bei Neuanlagen und Aufschüttungen von vornherein mit dem allmählichen Zusammensinken des gelockerten Erdreichs; man lege entsprechend breite und tiefe, nicht steil-, sondern schrägwandige Gräben an und sorge für reichliche Durchlässe an geeigneter Stelle, die jeder stärkere Regenguß durch eine Pfütze bezeichnet, und man scheue die Mühe nicht, Steinschotter an von Wassermassen besonders gefährdeten Plätzen aufzuschütten.

Führt der Weg durch Wald, so sind, trotzdem Schatten wol begehrenswerth scheint, die Bäume zu beiden Seiten desselben wegzuschlagen, sodaß ewig wiederkehrender Tropfenfall nicht schade und die Sonne möglichst großes Wirkungsfeld habe. Hier kann auch das früher für Niederlegen von Wald als wenig nützlich bezeichnete Dynamit in erfolgreiche Anwendung kommen, zum Sprengen von Felsen oder zum

Beseitigen der Baumstümpfe; die ja nun äußerlich kenntlichen hohlen Strünke sind leicht durch Feuer zu bewältigen, die massiven Ueberbleibsel des Waldes werden, nachdem die Seitenwurzeln durchgeschlagen, angebohrt, mit Sprengladung versehen und dann mittels der elektrischen Zündmaschine zu halben und ganzen Dutzenden gleichzeitig in die Luft gesprengt.

Soll der Weg über Bäche und Flüsse führen, so ist zunächst mit Beachtung der Wasserstandsmarken die zweckmäßigste Stelle für die Ueberbrückung ausfindig zu machen, und danach wird sich auch die Anlage des Weges oft auf weite Strecken richten müssen. Die Brücken selbst sind möglichst bald so solid als möglich zu bauen; nirgends machen sich Provisorien weniger bezahlt als bei Wege- und Brückenbau in den Tropen. Das ewige Flicken und Ausbessern an leichtem Material, die nach starkem Schwellen der Gewässer oft nöthig werdende Erneuerung der Brücke macht eine solche in solider Ausführung im Laufe der Jahre doch schließlich billiger als jene weniger kostspielige Anlage. Am besten sind wol doppelte I-Trägereisen zu verwenden, womöglich freischwebend und ohne Pfeiler im Flußbett, um dem reißenden Strom, welcher auch wol Stämme und Blöcke mit sich führt, möglichst wenig Angriffspunkte zu geben; die Träger sind in gemauerten Uferfundamenten oder auch in Riesenblöcken von schwerem harten Holz einzulassen; der Brückenbelag ist nur so weit auf den Schienen zu befestigen, daß er sich bei gewöhnlicher Benutzung der Brücke nicht verschiebt, nicht aber fest mit der Unterlage zu verbolzen. Ein überraschend hohes Steigen des Flusses oder ein dabei mitgeführter Stamm hebt dann nur die Bohlen ab, welche in den Biegungen des Flusses wieder aufgesucht werden können, während die mächtige Flut im andern Falle vielleicht die ganze Brücke zersprengt und die Eisenträger beschädigt. Leicht läßt sich auch oberhalb der Brücke aus einigen großen Bäumen, welche in den Fluß gefällt werden, aber mit dem Haupttheil des Stammes auf dem Ufer lagern, ein Bollwerk bilden, das

die herabschwimmenden Holzblöcke auffängt und die Brücke vor deren Anprall schützt. Der Wald ist im Umkreise der Brücke niederzulegen, damit Sturmbruch sie nicht zerstöre.

Große Sorgfalt hat der Pflanzer noch auf das Reinhalten der Wege von Unkraut zu verwenden, damit von ihnen aus, welche tagtäglich von den Arbeitern beschritten werden, die vielfach in Kleidern, in der Hautbehaarung oder mit dem Thau an den Füßen und Beinen sitzende Saat nicht in die reingehaltenen Felder verschleppt werde. Ich kann hier gleich bemerken, daß die Unkräuter viel Kraft aus dem Boden saugen und deshalb nach dem Jäten nicht fortgeworfen, etwa in die Thalschluchten geschleudert werden sollten, wo sie dann fortwuchern und das Nachbarfeld immer wieder mit ihrer Saat überziehen, sondern auf dem Felde selbst zerstört werden sollten; am besten etwa durch Dazwischenstreuen von Kalk, wodurch man ein werthvolles Bereicherungsmittel für den Boden erhält, oder in flachen Gruben zwischen den Culturbäumen, wo sie dann unter der Erddecke ersticken. Allerdings geschieht dies sehr langsam; die Saat mancher Unkräuter behält auch noch unter der Erddecke jahrelang ihre Keimkraft; deshalb sollte der Inhalt jener Gruben nicht wieder herausgerissen und zu oberflächlichem Compostdung benutzt werden, sondern unberührt bleiben, da er auch in dieser Form den in zweckmäßiger Entfernung gepflanzten Gewächsen zugute kommt. Am wenigsten praktisch ist das Verbrennen des getrockneten Unkrauts auf dem Felde, weil die düngende Asche ja vom nächsten Windstoß entführt würde.

Da es nach meinem Dafürhalten eine völlig falsche Anschauung ist, daß reicher Tropenboden unerschöpflich in seinen Leistungen sei, und ich vielmehr die Ueberzeugung gewann, daß auch der vorzüglichste Boden nur dann auf der Höhe zu halten ist und dauernd die Erwartungen des Pflanzers erfüllt, wenn er von vornherein rationell gepflegt wird durch die Zurückerstattung der Stoffe, welche die Cultur ihm nimmt, in

billigerer Form, so rathe ich jedem Pflanzer dringend, vom ersten Tage des Betriebes an Dungmittel zu sammeln, besonders alle Abfälle seines und seiner Arbeiter Haushaltes, die Fäcalien u. s. w. aufzustapeln, diese Composthaufen dem Klima entsprechend zu behandeln und besonders in den Regenzeiten vor dem Auslaugen durch Bedeckung mit Palmblättern oder Dachmatten u. dgl. zu schützen. In Verbindung mit Viehdung oder künstlichem Dünger, dessen Auswahl sich nach den Analysen des Bodens und der producirten Frucht, sowie nach den klimatischen Einflüssen richten muß, wird dieses mühelos angesammelte Material dem Pflanzer eine wirthschaftliche Goldgrube werden. Es ist bekannt, daß manche tropische Culturpflanzen unter unheimlich zerstörenden, besonders vegetabilischen Parasiten (mikroskopischen Pilzen u. s. w.) zu leiden haben, so sehr, daß manche Plantagenculturen gänzlich ruinirt sind oder vor dem Ruin stehen; man ist aber, wenn auch vielfach zu spät, zu der Erkenntniß gekommen, daß kräftige Pflanzen und durch entsprechende Düngung in bester Cultur gehaltene Plantagen von jenen Epidemien viel weniger geschädigt werden, den Wirkungen derselben bedeutend mehr Widerstand leisten, als andere Pflanzungen, in denen jene Düngung die Pflanzen nicht so ausdauernd und zähe machte.

Der Pflanzer, welcher derartige Eventualitäten schon frühzeitig ins Auge faßt, wird sich also bemühen, rechtzeitig für die Erhaltung der Bodenkraft Sorge zu tragen. Fast jede Pflanzerassociation Indiens und Ceylons schreibt Preise aus für die besten Publicationen über die zweckmäßige Ernährung des Bodens und die Düngerfrage; kaum eine Nummer der verschiedenen Fachzeitungen kam mir zu Gesicht, in welcher nicht diese Frage als „brennend" gewordene behandelt wird. Nach den Erfahrungen britisch-indischer Plantagenleiter ist der in allen Fällen vorzüglichste Dung der Viehdung, welcher in geringern Quantitäten dem Boden gegeben länger wirkt als die künstlichen Dünger, die in manchen Fällen nur

als ergänzender Zusatz zum Viehdung gegeben werden sollen; ferner wird als besonders wichtig erwähnt, daß bei einem etwaigen Ausbleiben des künstlichen Düngers in den Erträgen der Pflanzung eine ganz auffällige Reaction eintritt, welche bei Fortbleiben des Viehdungs nicht in derselben Schroffheit beobachtet wird. Der Pflanzer auch im deutschen Afrika sollte sich deshalb rechtzeitig einen Viehstand verschaffen, nachdem er sich vergewissert hat, daß er die Thiere zweckmäßig und rentabel ernähren kann, denn von der Qualität des Futters hängt, wie dem deutschen Landwirth wohlbekannt ist, die Qualität des Düngers ab. Es ist aber nicht dieser Umstand allein, welcher ihn veranlassen muß, an Viehhaltung zu denken, sondern auch die Frage wird ihm zu erörtern bleiben, ob er — abgesehen von dem Erlangen der sehr wichtigen frischen Fleischnahrung — einen Theil seiner Menschenarbeitskräfte nicht billiger durch Thierkräfte — seien es Zughornvieh, Pferde, Maulesel oder Maulthiere — ersetzen kann. Es ist dies eine hochwichtige Angelegenheit, die insofern von größtem Belang werden kann, als dem Unternehmer in einem verhältnißmäßig wilden Lande es zu zeiten hochwillkommen sein wird, seine Abhängigkeit von Menschenkräften auf ein geringes Maß beschränken zu können. Es wird also nur das Facit der Rechnung zu ziehen sein, wie die Kosten der Haltung von Vieh und dem gegenüber die Leistung der Thiere an Dungproduction und Arbeitsertrag sich andererseits zu den Kosten der Erhaltung von Arbeitern gegenüber deren Arbeitsleistung verhalten, welch letztere auch schon durch Maschinenbetrieb in gewissen Thätigkeitszweigen vielleicht billiger auf die Dauer zu ersetzen ist.

Der Leser wird aus den in Vorstehendem gegebenen Bemerkungen ersehen, wie vieldeutig sie sind und wie sie viele Perspectiven und hoffentlich Anregungen bieten. Innerhalb des Rahmens dieser Schrift und nicht minder meiner eigenen Erfahrungen bleibend, mußte ich mich darauf beschränken, nur

eine in großen Umrissen gehaltene, durch einige hier und da eingestreute praktische Rathschläge vielleicht eindruckskräftige Skizze von dem Thun und Lassen eines Pflanzers im deutschen Afrika zu entwerfen; er wird aus dem Gesagten schließen müssen, daß der Cultivator in den Tropen nicht allein mit einem mehr oder minder reichen Boden und mit der physischen Arbeit beim Urbarmachen, Pflanzen und Ernten zu rechnen hat, sondern daß nirgends mehr als in einem „neuen Lande", in welchem noch keine mehr oder weniger zutreffende Schablone in langjähriger Vorarbeit gewonnen wurde, Studium, ernste Untersuchung und Prüfung aller gegebenen Verhältnisse, ein großer Ueberblick und ein nüchterner Einblick in die Zukunftsentwickelung vonnöthen ist. Nicht derjenige Pflanzer, der seine Aufmerksamkeit auf sein eigenes Nächstliegende richtet — auf die gegenwärtige Arbeit und vielleicht auf das kommende Jahr — wird den Preis erringen, sondern derjenige, der neben dem eigenen Bedarfserwerb weiter schaut und seine Arbeit gleichzeitig als Grundlage der Weiterentwickelung seines Anwesens über die Spanne seines eigenen Lebens hinaus betrachtet, und als einzelne, aber gleichwol nützliche und unentbehrliche Stufe in dem Werdegange und der Schöpfung des großen ganzen Deutsch-Afrika. Wie er für sein eigenes Gedeihen seine Entschlüsse nicht nach Momenteindrücken faßt, sondern dieselben nach dem Ausblick auf die kommenden Jahre ausreifen läßt und erst dann in die praktische That umsetzt, so soll er im Interesse derer, die da nach ihm kommen werden, sein Auge auf fernere Jahrzehnte richten, um für die Allgemeinheit segensvoll zu wirken, um sich einzuschmiegen in das große Culturwerk, welches nun einmal übernommen wurde, und zum Gedeihen dieses so weitschauend thätig sein, daß sein Andenken auch noch in fernen Zeiten als das eines Pioniers emsiger und folgenschwerer Cultivationsarbeit im Tropendeutschland gepriesen werde.

Viertes Kapitel.

Versuchspflanzungen.

Probiren geht über Studiren.

Nach meinen bisherigen Erörterungen über Plantagenbetrieb und den Nachweisen, daß in der Hauptsache nur dieser unsern tropischen Colonialbesitz zu werthvollem Nationaleigenthum ausgestalten wird, mag meinem Leser die natürliche Frage auf die Lippen dringen: Was soll in unsern afrikanischen Herrschaftsgebieten gebaut werden, welche Gewächse sollen in den dortigen Plantagen cultivirt werden?

Das ist eine kurze und klar gestellte Frage; aber so kurz dieselbe ist, ebenso lang und wenig befriedigend wird die Antwort des nüchternen Beobachters und Kenners afrikanischer Verhältnisse vorläufig ausfallen müssen. Erst Jahre der Arbeit, praktischen Arbeitens und eingehenden Studiums aller einschlägigen Verhältnisse, welche sich noch dazu nach dem Marktbegehr und der Höhe fremdländischer Concurrenzproduction verändern mögen, sowie gewissenhaftester „Buchführung" der in jenen Arbeiten und in jenem Studiren erzielten Beobachtungen werden diese Frage beantworten können. Dem einzelnen Unternehmer mögen in den kommenden Jahren allmählicher, langsamer Entwickelung noch manche harte Prüfungen bevorstehen, die dann auch wiederum die Geduld der vorwärts strebenden Nation auf die Probe stellen und den Unglauben der Gegner colonialen Schaffensdranges nähren, sowie die Zaghaftigkeit

lauer oder kurzsichtiger Freunde in Abtrünnigkeit verwandeln möchten. Nach mühevollem Ringen mag einst der Tag kommen, der auf jene kurze Frage nur die unerfreuliche und vielleicht verhängnißvolle negative Antwort gibt: diese Gewächse sollen und können wir nicht bauen, ohne jedoch, wenn nicht rechtzeitig die richtigen Maßregeln ergriffen werden, mit Bestimmtheit darauf hinweisen zu können, daß die Cultur anderer Gewächse das bezahlte Lehrgeld wieder einbringt. Vergegenwärtigen wir uns, daß wir über die Beschaffenheit unsers tropischen Deutschland bisher recht wenig wissen, so müssen wir uns auch gestehen, daß wir noch nicht wissen können, wie wir diese wenig bekannte Beschaffenheit im Detail und mit gewährleistetem Nutzen ausbeuten und unserm Nationalwohlstand durch die Erfolge der Arbeit des einzelnen nutzbar machen können. Wol sind uns die zum Theil sehr werthvollen Naturproducte bekannt, welche aus unsern Schutzgebieten bereits ausgeführt werden, und es liegt die Frage nahe, ob wir nicht diese, sobald sie dem Pflanzenreiche entstammen, in rationeller Cultur erzeugen können? Aber das ist eben noch immer eine Frage, deren Beantwortung von dem Nutzen und der Billigkeit der Production abhängt, eine Frage, die noch der Bejahung oder Verneinung harrt. Ebenso können wir fremdcoloniale Erzeugnisse anführen, deren Hervorbringung trotz unserer beschränkten Kenntniß der Naturverhältnisse in unsern afrikanischen Landen an und für sich aussichtsvoll sein möchte! Aber hier hat für die praktische Bethätigung nur der Rentabilitätspunkt den Ausschlag zu geben, und die Frage: was sollen wir in unsern Colonien anbauen, bleibt immer noch eine unbeantwortete und ist, um am deutlichsten auszudrücken, was ich zu sagen beabsichtige, in die Worte zu fassen: welches sind die Gewächse, welche uns den werthvollsten Ertrag geben, und welches sind die Methoden, diese Gewächse am billigsten zu cultiviren? Ich bin überzeugt, daß je frühzeitiger meinen Rathschlägen Gehör gegeben wird, man desto eher diese wich-

tige Colonialfrage prompt und zufriedenstellend wird beantworten können. Es ist mir genau bekannt, daß man hier und da bereits kleine Versuche mit dem Anbau verschiedener tropischer Nutzgewächse anstellte und zum Theil guten Erfolg erzielte. Aber es ist ein schwerer Irrthum, dem, wie ich fürchte, sich viele begeisterte Freunde colonialer Unternehmungen hingeben, anzunehmen, daß das Resultat dieser kleinen Versuche ein in demselben Maße günstiges bleiben wird, wenn dieselben in Pflanzungsanlagen großartigen Maßstabes übertragen werden. Es liegt so nahe, daß der arglose Anfänger sich aus seinem Lande nicht ein mittelmäßiges, oder gar schlechtes Bodenstück, sondern ein recht gutes oder das beste für seinen kleinen Versuch auswählt; es ist unausbleiblich, daß er seinen wenigen, sagen wir Hunderten von Culturpflanzen aus reinstem Interesse die sorgsamste Einzelpflege womöglich in eigener Person widmet und dann ein „vorzügliches Resultat" erzielt, welches die ungetheilte Anerkennung aller Sachkenner in der Heimat findet. Ist damit aber auch garantirt, daß dieselbe Cultur, in so großem Maßstabe betrieben, daß dann nicht mehr die eigene Person, sondern die Mitwirkung zahlreicher und in der Sorgfalt ihrer Leistungen nur bis zu einer gewissen Grenze controlirbarer Arbeiter die Qualität des Erzeugnisses bestimmt, dasselbe günstige Resultat ergibt, wie die kleine auf Gartenbeeten vorzüglich gepflegte Pflanzung? Werden sich die Kosten nicht mehr als im Verhältniß der Vergrößerung der Anlage vermehren? Wird dann das erzielte Resultat bezüglich Einstandspreis und Qualität auch den Wettkampf mit gleichartigen Erzeugnissen fremdländischer Herkunft ertragen und siegreich bestehen können? Und am letzten Ende, wenn auch die solcher Art erzielten Ergebnisse, wie ich als aufrichtiger Anhänger der Cultivation Deutsch-Afrikas hoffe, günstige und befriedigende sein werden, dürfen wir deshalb schon überzeugt sein, daß die Cultur anderer Gewächse nicht vielleicht *noch* lohnender und vortheilhafter für die Unter-

nehmer sein könne? Hier kann das Gute des Bessern und Besten Feind sein, indem das sicher Erreichte zu einer schablonenmäßigen Verallgemeinerung führt, welche möglicherweise größere Reichthümer ungehoben läßt.

Schon vor einigen Jahren nahm ich die Gelegenheit wahr, um der Anlage von Versuchsplantagen das Wort zu reden[1], bin seither zu wiederholten malen in der mir zugänglichen Tagespresse auf dieses Thema zurückgekommen, und habe es noch vor kurzem wieder von einer andern Seite zu beleuchten gesucht.[2] Ich bedauere im Interesse deutsch-colonialer Entwickelung und weil mir Erfahrungen schmerzlichster Art dabei zur Seite stehen, daß man bisher dieser Anregung, welcher auch von anerkannten Autoritäten, wie z. B. Heinrich Semler in San-Francisco, dem Verfasser eines hochbedeutenden Fachwerkes[3], beigepflichtet wurde, was Afrika betrifft keine Folge leistete, empfinde es aber als große Genugthuung, daß die von Anbeginn an wol am sorgsamsten und umfassendsten arbeitende Neuguinea-Compagnie vor kurzem einen Fachmann aussandte, mit dem Auftrage, in den ihr gehörigen Gebieten Versuchsfelder anzulegen und zu bearbeiten. Auf der einen Seite bemängelte man an meinem Vorschlage, daß ich für die Staatlichkeit der Versuchsplantagen eintrat! Ich bin nun nichts weniger als Politiker und hatte während eines arbeitsvollen und ziemlich einsamen Lebens in afrikanischen Wäldern nur Gelegenheit, mich als rechten und schlechten Deutschen zu fühlen und als solcher mit Liebe am Vaterlande zu hängen, nicht aber mich in die Finessen deutscher Parteipolitik hineinzuarbeiten. Als ich den Gedanken der Staatlichkeit aussprach, hatte ich die Lösung von Aufgaben im Sinne, welche der

---

[1] „Deutsche Colonialzeitung" 1885, S. 387.

[2] Ebend. 1887, S. 298: „Colonisationstechnische Aufgaben."

[3] „Die tropische Agricultur" (Wismar 1886—87); bisher zwei Bände erschienen, der dritte Band ist unter der Presse.

Allgemeinheit zugute kommen sollte und als grundlegende und deshalb wichtigste Vorarbeit nach meiner Ueberzeugung unter einheitlicher, behördlicher Leitung, welche nicht nur die Privatinteressen einer einzelnen Privaterwerbsgesellschaft verfolgt, besser als auf einem andern Wege erreicht werden würde. Es mußte mir ferner die Erinnerung an ähnliche Zwecke verfolgende Institute behördlicher und staatlicher Natur in der deutschen Heimat naheliegen, und ich kann — in der Ueberzeugung, daß nach dem bisherigen Entwickelungsgange unserer afrikanischen Culturarbeit uns sorgenvolle Zeiten vielleicht recht später Einsicht nicht erspart bleiben werden — auch heute noch nicht einsehen, weshalb nicht der Staat in seinen neuen und wenig bekannten Dependenzien die Leitung und Controle jener Vorarbeiten übernehmen soll, um dadurch abschreckendem und lähmendem Schaden des einzelnen vorzubeugen und zuverlässige Erfahrungen der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Würde eine solche staatliche Versuchspflanzung nicht die mannichfachsten, engsten Berührungspunkte mit den Forschungsunternehmungen haben, welche ich in den ersten Abschnitten dieser Schrift als nothwendig bezeichnete und welche der Staat ja auch bereits in seine einheitliche Hand nahm? Würde diese Plantage nicht das beste Hauptquartier für die wissenschaftlichen Forscher abgeben und deren Arbeiten den größten Vorschub leisten? Würde der Pflanzer, in täglichem und stetem Verkehr mit der äußern Natur, nicht dem Pflanzen- und Thierforscher das reichste Material zu Untersuchungen mühelos in das Laboratorium schaffen können, denselben dadurch einen Theil der Arbeit abnehmend und somit das Fortschreiten ihrer Studien direct fördernd! Wie oft schaut der Forscher sehnsuchtsvoll nach Naturobjecten in unerreichbarer Höhe, die ihm der Pflanzer beim Fällen mühelos zugänglich macht, eine Lücke ausfüllend, die dem Sammler sonst stets empfindlich geblieben wäre! Würden nicht viele Beobachtungen, welche nur der praktisch arbeitende Pflanzer machen kann, der

Wissenschaft unmittelbar zugute kommen, weil sie allein vielleicht ihren Werth erkennt und wichtige Folgerungen und Schlüsse zu ziehen weiß. Würde der Arzt in einer solchen Pflanzung nicht das beste Feld für seine Forschung haben, weil in ihr zahlreiches Menschenmaterial an Eingeborenen und Europäern, die letztern bis zu einem gewissen Grade in körperlicher Arbeit beschäftigt, sich ihm darbietet? Würden die beträchtlichen Mühen meteorologischen Studiums, besonders wenn es gilt, den Gang der Temperaturen, des Luftdrucks u. s. w. auch in nächtlichen Stundenbeobachtungen, wie sie nothwendig sind, festzustellen — würden diese gesundheitgefährdenden Mühen durch Theilung der Arbeit unter die an den Aufenthalt in der Pflanzung gebundenen Europäer nicht in einem der Gesundheit zuträglichen Maße abgeschwächt werden?[1]

Von der andern Seite bestritt man die Nothwendigkeit von Versuchsplantagen überhaupt, weil sie zu kostspielig und umständlich seien und weil früher bereits blühende Plantagenwirthschaft bestanden habe. Die vorausgesetzte Kostspieligkeit kann ihre Schrecken verlieren, wenn einst fehlgeschlagene Anlagen großen Maßstabes doch als misglückte *Versuche* zu betrachten sind; und auch der Geldpunkt war es, der mich an den Staat denken ließ, welcher einen Theil der Unkosten ja vielleicht durch Beiträge colonialer Vereine und durch Zuschüsse colonialer Erwerbsgesellschaften in procentualen Verhältnissen zu ihren Grundkapitalien decken könnte, da er doch zunächst in ihrem Interesse arbeiten würde und seine Errungenschaft zuerst ihnen von Nutzen sein würde. Der Hauptwerth liegt mir darin, daß nur der Staat eine *einheitliche* Organisation schaffen kann! — Das *frühere* Bestehen blühender Pflanzungswirthschaft möchte meines Erachtens gerade nicht als durchaus

[1] Vollständige meteorologische Apparate mit Selbstregistrirung sind außerordentlich theuer und kommen, wie ich in Brasilien zu beobachten Gelegenheit hatte, in feuchttropischen Klimaten oft in Unordnung.

günstiges Zeichen für die Zukunft zu deuten sein. Warum erhielt sich diese Plantagenwirthschaft nicht in Blüte, warum ging sie ein? Können ähnliche Gründe, welche den Untergang jener herbeiführten, nicht auch der Zukunftsplantagenwirthschaft ein Ende bereiten?

Mag nun die Sympathie des Lesers sich dem Eintreten des Staates zuwenden oder nicht: die Anlagen von Versuchsplantagen lassen mich Erfahrungen und Beobachtungen in allen Plantagenländern als *nothwendig* betrachten. Wenigstens sollte die Privatplantagengesellschaft, welche sich bereits für eine bestimmte Culturart entschieden haben mag — und das kann sehr verhängnißvoll werden! — die Anlage einer zweckmäßig zu leitenden Versuchspflanzung um so weniger scheuen, als ihr aus dieser Nebenanlage gegenüber dem Gesammtaufwande für die Erwerbspflanzung nur geringe Kosten entstehen werden. Dem Ruf der Denker und Dichter, den Deutschland genießt, stellt man das Verlangen nach praktischer, energischer That gegenüber. Ist unüberlegte Energie aber sicher, praktisch zu handeln? Warum nicht die weise Mitte halten? Warum nicht durch wissenschaftliches, durchdachtes Vorgehen das Erreichen praktischen Zieles erleichtern und beschleunigen? Welchen Umschwung hat die Wissenschaft in die Praxis europäischer Landwirthschaft gebracht! Und verschließt sich der jeder Theorie und Wissenschaft abholde, blinde „alte Praktiker" jenen Errungenschaften zu seinem Nutzen?

Was die Versuchsplantage leisten soll, das wird meinem Leser aus den Blättern, welche die Plantagenanlage überhaupt behandeln, klar geworden sein. Sie soll feststellen, welche Culturgewächse in jenen neuen Ländern in größter Vollkommenheit gedeihen, und in welcher Weise sie am billigsten gebaut, den höchsten Gewinn geben! Durch die Versuchsplantage soll die Gewißheit des größtmöglichen Vortheils verbürgt werden, durch welche einer Vergeudung von Kapital und Zeit, welche schädigend auf den einzelnen wirkt und

kaum Nutzen für die Allgemeinheit bringt, vorgebeugt würde. Es ist natürlich, daß jeder Private nach solchen Proben mit größerer Ruhe namhafte Summen sicherer anlegt, als daß er, ohne solche Vorarbeit, diese Summen von vornherein in größere Culturanlagen hineinsteckt, welche möglicherweise später aus hundert vorher unbekannten Gründen fehlschlagen kann!

Der Versuchspflanzer wird, besonders wenn er mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen versehen ist, oder, wie oben gedacht, wissenschaftliche Fachleute als Gefährten hat, in der Natur des Landes, der zu untersuchenden vielseitigen physikalischen und chemischen Beschaffenheit des Bodens, dem Charakter der ursprünglichen Vegetation, den festzustellenden klimatischen Verhältnissen des Landesbezirks Fingerzeige genug für seine Arbeit finden, wenn er über die Culturbedingungen von werthvollen Gewächsen anderer Tropencolonien orientirt ist. In einem Gebiet, dessen Wälder wildwachsenden Kaffee, Vanillearten, cacaoähnliche Gewächse, überhaupt nahe Verwandte anderer tropischer Nutzpflanzen aufweisen, auch mit Berücksichtigung der für Befruchtung oft unumgänglich nöthigen Insektenwelt, wird er sofort greifbare Anhaltepunkte haben; ebenso wird er da seine Schlüsse ziehen, wo schon etwa originale Nutzgewächse ihre Producte dem Handel zuführen, nützliche Palmen einheimisch sind, Ernten guten Kautschuks gewonnen werden, wo die Qualität einheimischen Tabacks Vortheil rationellen Anbaues verspricht, oder etwa vorhandene Baumwolle oder Zuckerrohr in guter Qualität rentable Ernten in Aussicht stellen. Ueberhaupt wird es ihm das Nächstliegende sein, die einheimische Flora auf ihren culturellen Werth zu prüfen, Versuche mit der Cultur schon bekannter Handelsgewächse anzustellen und mit Hülfe der Wissenschaft in der bisher unbeachteten Vegetation Pflanzen zu finden, deren Fasern, Harze, Milchsäfte, Farbstoffe, Fruchtfette, ätherische Bestandtheile u. s. w. so werthvoll sind, daß sie ihn

zur versuchsweisen Cultivirung veranlassen. Die Beobachtungen in der Natur werden ihn auch zu nützlicher Beschränkung führen; in einem Klima, in welchem die Feuchtigkeitsunterschiede in getrennten Regen- und Trockenheitszeiten scharf ausgeprägt sind, wird er Versuche des Anbaues von fremden Culturpflanzen, welche eine über das ganze Jahr gleichmäßig vertheilte Feuchtigkeitsmenge erheischen, unterlassen; wo ihm der Durchschnitt der Niederschlagsmenge bekannt ist, wird er nicht an den Anbau von Gewächsen denken, deren Gedeihen von einem über jenen Durchschnitt steigenden Mindestmaß von Regenhöhen abhängig ist.

Ich vermuthe, daß es einer detaillirten Ausführung der bisher gegebenen Andeutungen nicht bedarf; nur noch einige besonders erwähnenswerthe Punkte möchte ich hier hervorheben. Da solche Versuche nicht um ihrer selbst willen und der Wissenschaft wegen gemacht werden, sondern in ihren Resultaten praktischen, umfangreichen und allgemeinern Unternehmungen als zuverlässige Durchschnittsgrundlage dienen sollen, muß der Versuchspflanzer sich hüten, diese Proben unter außergewöhnlichen Verhältnissen, die für größere Anwendung nicht maßgebend sind, anzustellen. Er darf weder den vorzüglichsten Boden wählen, noch das ärmste Erdreich für seine Culturen benutzen, sondern muß trachten, eine in großer Ausdehnung verbreitete oder doch häufigst auftretende Mittelqualität zu finden; er darf nicht durch locale Bedingungen beeinflußte Klimaverhältnisse bevorzugen, sondern hat auf Durchschnittserscheinungen zu achten; und aus diesem Grunde erheischt die Wahl des Bezirks und in ihm wieder diejenige des Landes für die Versuchspflanzung besondere Aufmerksamkeit, sodaß diese Anlage den ganzen Bezirk im Kleinen darstellt, und auch die Verschiedenheiten desselben bezüglich Höhenlagen, Bodenarten u. s. w. darbietet. Erst dann wird der Erfolg der Arbeit den rechten Werth haben. Er darf nicht mit außergewöhnlichen Mitteln arbeiten, seine Versuche

etwa durch Pflege, wie er sie einem Gartenbeet mit seltenen Pflanzen angedeihen läßt, fördern, sondern eine Behandlung der Culturen auch in dem kleinern Versuchsmaßstabe ausüben, wie sie später in großem Maßstabe bei Massenpflanzungen in Anwendung kommen würde. Die Ausdehnung der einzelnen Culturen bestimme sich nach den Gesichtspunkten, nach welchen die Durchschnittskosten und der Durchschnittsertrag sich berechnen lassen: bei Pflanzculturen nach Einzelgewächsen, bei Saat- und Steckculturen nach einer gewissen Fläche. Um diese nur in zuverlässigen Durchschnittswerthen für die Praxis verwendbaren Berechnungen anstellen zu können, ist eine genaue und detaillirte, allerdings in ihren Einzelheiten schwierig auseinanderzuhaltende Aufzeichnung der einzelnen Arbeiten für die verschiedenen Pflanzenarten, Culturmethoden und deren Kosten und Erträge nöthig. Ebenso wichtig ist auch eine genaue Buchführung über das Wachsthum, dessen einzelne, im Wechsel der Jahreszeiten hervortretende Phasen und Erscheinungen, über die Eingriffe von Schädlingen und deren Wirkungen und überhaupt über alles, was auf die Entwickelung und besonders die Ertragsmengen der einzelnen Gewächsarten von Einfluß ist. — Wie werthvoll solche Aufzeichnungen werden können, beweist die Veröffentlichung derartiger Beobachtungstabellen in Fachzeitschriften älterer Plantagencolonien, in welchen man, z. B. in Britisch-Indien — durch Schaden klug geworden — noch jetzt „Versuchsplantagen" anlegt.

Unmittelbaren Nutzen hat eine solche Versuchspflanzung für den bereits bestehenden Handel, wenn sie auf die Art und Weise der technischen Behandlung der Rohproducte durch die Eingeborenen einzuwirken sucht und dieselben veranlaßt, zweckmäßiger zu arbeiten als bisher. Es ist Thatsache, daß das afrikanische Naturmaterial oft ein ganz vorzügliches ist, aber durch kurzsichtige Habgier und Unverstand der Neger verdorben wird. Kautschukballen wurden auf meine Veran-

lassung in so ausgezeichneter Qualität hergestellt, wie sie sonst kaum in den afrikanischen Handel kommt und derjenigen des besten Pará-Gummi an die Seite gestellt wurde.

Ein anderer wichtiger Punkt, welcher in die Arbeitsaufgaben der Versuchspflanzung fällt, betrifft die in ihrer Nothwendigkeit bereits früher[1] begründete Viehzucht. Der Pflanzer wird in dem neuen Gebiete bereits theilweise Vieh vorfinden, und dort ist ihm die willkommenste Handhabe geboten. In vielen Fällen wird ihm der einheimische Viehschlag als zu wenig kräftig für einträgliche, regelmäßige Arbeitsleistung im Pflanzungsbetriebe erscheinen und für Aufbesserung der Rasse durch allmähliche Einführung bessern Blutes zu sorgen sein; diese Versuche werden aber auf solche Thiere besserer Qualität beschränkt werden müssen, die in verwandten Klimaten und unter ähnlichen Lebensbedingungen gediehen, damit nicht allzu schroffe Wechsel die Zuchtthiere schädige. Auch wird er daran denken müssen, daß die originale Art der bisherigen Viehhaltung bei den Eingeborenen für die Zwecke des Europäers und seines Betriebes nicht ausreicht, daß sein Vieh zu jeder Zeit in der Plantage genügende Nahrung finden muß und in Zeiten des Futtermangels nicht weithin auf andere Weidegründe getrieben werden darf, wie es bei den viehhaltenden Landessöhnen vielleicht Sitte und Brauch ist. Er wird deshalb, schon im Hinblick darauf, daß von der Qualität des Futters nicht zum geringsten die Qualität des Düngers abhängt, über die Einführung und Cultur neuer Futterstoffe Versuche anstellen müssen, vor allen Dingen solcher Nährpflanzen, welche auch in den trockenen Jahreszeiten Weidefutter geben — da in den Tropen die für Dungproduction allerdings ja ideale reine Stallfütterung ein schwer lösbares Problem bleiben mag — und mindestens, wie die vorzügliche tropische Teosinte, sich, mit Vortheil zu Heu getrocknet, für die Zeiten der

[1] Vgl. S. 76.

Dürre und des Mangels aufspeichern lassen. Schwieriger noch wird sich diese wichtige Angelegenheit in Gebieten gestalten, in welchen noch gar kein einheimischer Viehschlag existirt, wo also den Ursachen dieses Nichtvorhandenseins nachzuspüren ist und mit größter Vorsicht Einführungsversuche zu machen sind. Da sind noch Räthsel zu lösen! In Landana an der Loangoküste erfreute sich eine Viehheerde eines beschaulichen Daseins ungestört; dagegen siechte alles Vieh, welches von der Südwestküste nach der von Landana nur in deutlicher Sehweite entfernten Station der deutschen Loango-Expedition gebracht wurde, unaufhaltsam und unerklärlich dahin. Wurde auch in den entomologischen Sammlungen der genannten Expedition ein der berüchtigten Tsetsefliege sehr nahe stehendes Insekt gefunden, so ist nicht einzusehen, weshalb die Thiere nicht auch das Vieh von Landana schädigten, und wenn überhaupt diese Stiche die Ursache jenes Sterbens in der Station waren, warum dieselben von jenem Vieh unbeschadet ertragen wurden? Ich selbst mußte die übelsten Erfahrungen machen. Die von mir geleitete Pflanzung erfreute sich, wie bereits erwähnt, eines guten gesundheitlichen Rufes. So wenig im ganzen die Europäer dort während der Zeit ihres Aufenthalts sichtbare Erkennungssymptome von üblen Klimawirkungen zeigten, so schlimm stand es dort in Bezug auf das eingeführte Vieh. Die einheimische Rindviehrasse, wie man behauptet von einem früher eingeführten holländischen Schlage abstammend und zu kleiner Form degenerirt, gedieh sonst vortrefflich, war für Arbeitszwecke aber nicht geeignet. Die Zugochsen und -Kühe, welche mit großen Kosten von Madeira eingeführt wurden, gingen, trotz sorgfältigster Pflege, sammt und sonders in quälender Krankheit allmählich zu Grunde, welche auch in Viehzucht erfahrenen deutschen Landwirthen unbekannt war. Nicht besser ging es von den Canarischen Inseln eingeführten Maulthieren, selbst ein in Kamerun geborener Esel siechte dahin, ein Pferd aus dem

französischen Senegambien starb, und schließlich hielten sich Pferde von Madeira noch am besten, wenn auch an eine Benutzung derselben zu regelmäßiger Arbeit nicht zu denken war.

Für die Einführung guter Futterpflanzen würden, wenn nicht eine eigene Reichsbehörde für coloniale Zwecke, wie ich es für nothwendig und wünschenswerth erachte, auch diesen Zweig cultivatorischer Vorarbeiten in Versuchsplantagen leitet und regelt, vielleicht unsere botanischen Institute jetzt dieselbe Vermittlerrolle spielen können wie das mehrfach erwähnte englische Riesenetablissement in Kew Gardens, durch dessen Liberalität ich selbst eine Sammlung von Sämereien tropischer Futterkräuter aus den britischen Colonien empfing.

Auch bietet sich hier noch eine andere Gelegenheit, eingeborenes Thiermaterial auf seine Verwendung für Arbeitsleistung zu prüfen. Schon oft wurde der Gedanke angeregt, den afrikanischen Elefanten für praktische Zwecke zu zähmen, und wer die jüngst erschienene Schrift des Directors vom hamburger Zoologischen Garten, Dr. H. Bolau [1], studirt, wird überzeugt sein müssen, daß es nur von großem Gewinn sein könnte, wenn der Versuch einer Verwendung dieser Riesenthiere im Interesse europäischer Cultivation gemacht würde. — Fernerhin sollte man doch auch die Zucht afrikanischer Strauße, besonders vielleicht im südwestlichen Deutsch-Afrika, nicht von der Hand weisen. Mögen auch die Preise der Federn durch die vermehrte Erzeugung der letzten Jahre gesunken sein, so ist doch nicht anzunehmen, daß dieser einfach schöne Schmuck jemals aus den Anforderungen der Mode gestrichen werden sollte. Eine Bürgschaft, daß die Straußenzucht immer noch rentabel ist, scheint mir in dem Umstande gegeben, daß die praktischen Engländer diese Zucht neuerdings in Neuseeland einzuführen versuchen, und daß dieselbe von den nicht minder praktischen

[1] „Der Elefant in Krieg und Frieden und seine Verwendung in unsern afrikanischen Colonien" (Hamburg 1887).

Amerikanern im südlichen Californien in immer größerm Umfang betrieben wird.

Ich schließe diese Gedankenreihe mit dem aufrichtigen Wunsche, daß meinen Anregungen in irgendwelcher Form Folge gegeben werde — sei es vom Staat, sei es von den privaten Colonialgesellschaften, zu ihrem eigenen Nutzen und zum Frommen unsers Volkes. Die tropischen Colonien anderer Nationen betreiben seit langen Zeiten Plantagenwirthschaft, ohne jedoch nach einer jedem Privatunternehmer in der Bestimmung überlassenen Entwickelung zu Normen gelangt zu sein, welche maßgebend für die Art und Weise der einzelnen Culturen wären.

In der Gegenwart werden dort Versuchspflanzungen angelegt und von behördlicher Seite geleitet; eine reiche Fachzeitschriftenliteratur bringt in jenen Ländern oft die widersprechendsten Anschauungen über eine und dieselbe Cultur zum Ausdruck, und zwar nicht etwa nur über neueingeführte Pflanzungsgewächse, sondern auch über Culturen, die vielleicht schon seit Jahrhunderten betrieben wurden. Solche Normen möglichst frühzeitig für das tropische Deutschland festzustellen, scheint mir eine der nächstliegenden und ruhmwürdigsten Aufgaben deutsch-afrikanischer Cultivatoren zu sein.

Fünftes Kapitel.

Die Erziehung afrikanischer Eingeborener.

Afrika colonisiren, heißt den Neger arbeiten machen. In der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht allein der große Schatz, den Afrika birgt.
Dr. G. A. Fischer.

In richtiger Erkenntniß und sachlicher Abschätzung des wirthschaftlichen (Zukunfts-)Werthes unserer afrikanischen Tropengebiete ist erfreulicherweise „die Erziehung" unserer neuen uncultivirten „Landsleute" und Schutzbefohlenen zu einer brennenden Tagesfrage geworden. „In richtiger Erkenntniß des wirklichen Werthes" sage ich, denn mit dem allgemeinern Aufwerfen und Beleuchten dieser civilisatorischen Aufgabe scheint die Bürgschaft gegeben, daß in gebildetern Kreisen die Anschauung, unsere überseeischen Schutzgebiete eigneten sich in ihren klimatischen Verhältnissen als Besiedelungs-, d. h. Ackerbaucolonien in dem Sinne deutschen kleinackerbaulichen Betriebes, für welchen bisher nur gemäßigte und subtropische Zonenländer vom Volksinstinct gewählt wurden, mehr und mehr an Boden verliert. Es ist ganz natürlich, daß man nach der überall herbeigesehnten und im Volk so freudig begrüßten Erwerbung überseeischer Landstriche an die unmittelbare Nutzbarmachung derselben für alle Volksklassen und Berufsstände dachte; ja, wol mit Recht wird angenommen, daß dieser Gedanke, der in fremde Fernen sich alljährlich verlierenden deutschen Volkskraft eigene nationale

Bethätigungsgebiete zu schaffen, der eigentliche Urheber des Jubels über jene Erwerbungen gewesen sei! Es ist aber auch ein anzuerkennendes Verdienst besonnener Kenner der Verhältnisse in unsern tropischen Herrschaftsgebieten, daß sie diese Hoffnungen auf ein ihnen durch die Wirklichkeit zukommendes Maß begrenzten und nachzuweisen suchten, daß jene Länder, soweit ihre Naturverhältnisse bisjetzt wenigstens bekannt sind, wol eine dem gesammten deutschen Volk zugute kommende Erweiterung des nationalen Wirthschaftsgebietes bedeuten, welche aber nur durch die Thätigkeit Einzelner mit Unterstützung des größern Kapitals in der Anlage von Plantagen herbeigeführt werden kann. Diese Erkenntniß mußte nicht allzu schwer kommen, wenn sie sich vergleichend auf den Blick nach andern, bereits altbestehenden Tropencolonien stützte. Die unbemittelte, selbstthätige Arbeitskraft unsers großen Auswandererstromes muß sich noch immer uns fremden Gebieten mit glücklichern Klimaten zuwenden, um auch sie, wo das gegenwärtig noch möglich ist, langsam, aber stetig für den deutschen Handel und die vaterländische Industrie zu erobern. Wie widerspruchsvoll auch in manchen Einzelheiten die Angaben Sachverständiger lauten, z. B. auch derjenigen, welche in der vom Deutschen Colonialverein ins Leben gerufenen „Section für medicinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygiene" auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte und als Mitarbeiter an der dieser bedeutsamen Gelehrtenvereinigung gewidmeten Festschrift [1] thätig waren — im Gesammtresultat gibt sich die Ansicht dahin kund, daß unsere überseeischen Schutzgebiete kein Aufnahmefeld für den deutschen Ackerbauer bieten, und daraus haben wir zu folgern, daß der Eingeborene, der Neger, unsern Gesammtinteressen dienstbar zu machen und als tropischer Ackerbauer, d. h. Plantagenarbeiter, zu benutzen sei.

[1] Specialheft der „Deutschen Colonialzeitung", Heft 18, 15. September 1886.

Aber wie? „Dumm und faul wie ein Neger!“ — das ist ja schließlich ein landläufiges Sprichwort geworden, landläufig, ohne deshalb, nach meiner Ansicht, Berechtigung zu haben. Aber das Problem ist ja auch längst gelöst; allerdings in einer Weise, welche unsern heutigen Anschauungen nicht entspricht und unser Menschenrechtsbewußtsein empört: durch Versklavung! Tausende Quadratmeilen von Oedländereien, Sümpfen, Urwäldern, Prairien sind urbar gemacht und in blühende, reichtragende Culturstätten verwandelt: durch den Neger unter dem schmerzhaften Zwange der Heimats- und Freiheitsberaubung, unter dem Eindruck von Kette und Peitsche! So hat man es versucht und so hat man es auch erreicht: mit dem Morde, der Hinopferung und dem Elend von Millionen![1] Aber man hat es nur so versucht, man dachte nicht an die Ausnutzung der Arbeitskraft des freien Negers in seinem eigenen Heimatslande! Die deutsche Colonisationsarbeit legt uns die Frage nahe, ob es nicht auf andere, menschenwürdigere Weise gehen sollte, und wenn in allen Vorschlägen, welche bisher zur Lösung dieser Frage gemacht wurden, immer noch Zwang in irgendwelcher Form, z. B. in der Umschreibung durch Hörigkeit oder Indenture-System[2] u. s. w. als einziges und unumgängliches Mittel zum Zweck betont wurde, so meine ich, der Grund zu dieser Anschauung wurzle in dem Umstande, daß wir in Ermangelung eigener Erfahrung uns natürlich an Fremdes anlehnen möchten und daß bisher eben nur jene obenerwähnten Mittel, die Verschleppung, Versklavung oder Hörigkeit, versucht wurden, um stetige Arbeitsleistung vom Neger zu erlangen. Auf der einen Seite wird Hörigkeit gefordert! Hat vorläufig aber der Ruf nach Freiheit nicht die-

[1] Vgl. „Der verlorene Welttheil“ von Jos. Cooper, übersetzt von H. Soyaux (Berlin 1877).

[2] „Dasselbe ist eine modern-internationale Anwendung des Begriffs der Hörigkeit.“ Vgl. Hübbe-Schleiden, Ethiopien (Hamburg 1879), S. 313.

selbe Berechtigung so lange, bis uns Beweise von der Unfruchtbarkeit des nichthörigen Negers zu andern Maßregeln zwingen? Nach den Auseinandersetzungen Professor Karl von Stengel's [1] sind die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete nicht als Reichsangehörige, wenn auch als Unterthanen zu betrachten und „genießen keineswegs alle Rechte, welche die Reichsverfassung und die Reichsgesetze den Reichsangehörigen einräumen", und wenn sie somit nicht schon in der Reichsverfassung Schutz gegen Maßregeln, welche die Hörigkeit herbeiführen könnten, besitzen, so bin ich doch überzeugt, daß man an maßgebender Stelle ohne Rücksicht auf den Geist der Gegenwart nicht solche Verfügungen treffen wird, bis nicht jene Beweise erbracht worden sind! Und das — kann noch recht lange dauern! Man wird mich hier vielleicht auf die „Apprenticeship", die wichtige Lehr- und Uebergangszeit in frühern Sklavencolonien [2], hinweisen; man darf aber nicht vergessen, daß wir es nicht mit frühern Sklaven, sondern mit Freien zu thun haben, daß die Eingeborenen Deutsch-Afrikas uns Deutschen gegenüber Freie sind, wenn wir auch die verschiedenen milden Formen der Sklaverei der Neger unter sich als „Rührnichtdaran" vorläufig bestehen lassen sollten, ehe uns ein sorgsames Eindringen in die Rechtsanschauungen dieser Völker die Wege zeigt, wie eine Aenderung jener originalen Verhältnisse am zweckmäßigsten zu vollziehen sei. [3]

Auch der Hinweis darauf, daß viele der fruchtbarsten

---

[1] „Die rechtliche Stellung der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten", in der „Deutschen Colonialzeitung", 1887, S. 398.

[2] Parlamentsakte der Abolition of Slavery 1883; vgl. „Parliament Papers", XXVI, 425 fg.

[3] „Allerdings ist das Streben begreiflich, das in den Schutzgebieten geltende Recht, auch soweit dasselbe für die Eingeborenen gilt, möglichst mit der Rechtsordnung des Mutterlandes in Uebereinstimmung zu bringen. Andererseits ist es aber geboten, bei diesem Unternehmen mit der möglichsten Vorsicht vorzugehen. Vor allem wird es sich darum handeln, eine möglichst

Pflanzungen in den westindischen Inseln, besonders auf Jamaica und Domingo, nach der Sklavenemancipation zu Wildnissen geworden seien [1], kann nichts erhärten; auch hier ging eine Versklavung vorher und kamen keine Freien in Frage, und dem gegenüber könnte man außerdem auch anführen, daß die Freigelassenen in den Südstaaten der Union jetzt ein größeres Quantum Baumwolle produciren, als sie es jemals vorher, vom Kriege nicht decimirt, als Sklaven gethan hatten. [2]

Man misverstehe mich nun nicht: ich will nicht etwa ein verfrühter Apostel zügelloser absoluter Freiheit für wilde Völker ohne Verdauungskraft und Verständniß für dieselbe erscheinen; ich halte aber andererseits die Anwendung von Hörigkeits- und Dienstbarkeitssystemen für ebenso verfrüht! Darin, daß ich selbst ja von der Erziehung des Negers spreche, ist angedeutet, daß auch ich wie bei der Erziehung unserer Kinder an Maßregeln denke, welche den Neger ebenso wie die Söhne cultivirter Nationen eines bessern belehren; aber ich will nicht eine allgemeine, schablonenhafte Einführung von Arbeitszwang, sondern wünsche, daß zunächst dem einzelnen deutschen Unternehmungsleiter die Ausübung individuellen Zwanges, wie ihn z. B. der Lehrer in der Schule nöthig braucht, auf den einzelnen, z. B. durch Strafen, überlassen sei und zwar innerhalb gesetzlicher Begrenzung, für deren Feststellung allerdings jenes Studium, welches Professor Karl

genaue Kenntniß der Rechtsordnung und der das geschriebene Recht ersetzenden Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bei den verschiedenen Stämmen der einzelnen Schutzgebiete zu verschaffen." Professor Karl von Stengel, a. a. O., S. 400. Der Verfasser empfiehlt am Schlusse seiner Arbeit, das Rechtsleben erforschen zu lassen von Männern, welche erhebliche ethnographische, sprachliche und juristische Kenntnisse besitzen.

[1] Vgl. Dr. G. A. Fischer, Mehr Licht im dunklen Welttheil (Hamburg 1885), S. 77.

[2] Vgl. J. J. Sturz, Der wiedergewonnene Welttheil (Berlin 1876), S. 51.

von Stengel empfiehlt, das nothwendige Material liefern müßte. Es ist erwiesen, daß der Neger in der Sklaverei arbeitet; es ist noch nicht erwiesen, daß der Sklave gewesene befreite Neger nicht arbeite[1], am allerwenigsten ist erwiesen, daß unter zweckmäßiger Behandlung der freie Neger in seiner Heimat nicht arbeite.[2] Man sollte doch wenigstens, ehe man Anwendung allgemeiner Zwangsmaßregeln, wie „Hörigkeit, Dienstbarkeit" u. s. w., verlangt, versuchen, ob es nicht ohne solchen Zwang gehen mag, und das Ziel vielleicht nicht leichter und befriedigender durch weniger künstliche Mittel zu erreichen ist, welche uns die Erfahrung im Umgang mit freien Negern gelehrt hat und noch lehren wird, und welche wir in der Erziehung unserer doch individuell sehr verschieden gearteten Kinder für erlaubt und geboten erachten.

Das Thema, die Erziehung des freien Negers zur Arbeit, ist ein Erdtheil und Millionen von Menschen umfassendes und läßt sich, diesem Riesenumfang entsprechend, auch nur ganz im allgemeinen behandeln, ohne daß dabei die einzelnen Details einer Erziehungsmethode erklärt werden könnten, welche je auf diesen oder jenen Theil der afrikanischen eingeborenen Bevölkerung anzuwenden wären. „Der Neger" umfaßt zahllose Spielarten der Gesammtrasse, ist eine große, weitverbreitete Völkerfamilie, deren einzelne Glieder im Charakter verschieden sind und sich verschieden entwickelt haben, ursprünglich wol entsprechend den sie umgebenden und sie beeinflussenden Naturverhältnissen, dann auch je nachdem sich ein Einwirken fremder Völker, Europas z. B. und Asiens, oder aber anderer Orten noch gar kein fremdes Element geltend machte. Der Duallaneger von Kamerun ist ein andersgearteter

[1] Vgl. darüber J. J. Sturz, a. a. O., S. 52.

[2] Vgl. Waitz und Gerland, Anthropologie der Naturvölker (Leipzig 1877), I, 430 fg.

Erziehungsobject als der Suaheli im Osten und der Herero im Süden, wird also auch anders zu behandeln sein, ebenso wie innerhalb aller andern Rassen und selbst Völker große Verschiedenheiten in den Charakter- und Geistesanlagen der einzelnen Volksstämme bekannt sind.

Jedenfalls wird jeder mit mehrern Negervölkern bekannte und vertraute Beobachter bestätigen können, daß dieser Stamm einer Erziehung leichter zugänglich erscheine als jener; besonders auch Reisende werden bald herausgefunden haben, daß die verschiedenen Stämmen angehörigen Bestandtheile ihrer Begleitung oder Trägerkaravane auch oft weit verschiedene Behandlungsweise erfordern; daß hier oft mehr herrisches Gebieten, dort mehr ein ruhiges Wort, hier ein Scherz, dort Sarkasmus bessern Erfolg erzielen. Als einfachster Beweis für die Verschiedenheit des Materials läßt sich ja anführen, daß die europäischen Kaufleute und Schiffer ihre Arbeiter und oft auch persönliche Bedienung mit Vorliebe aus bestimmten Stämmen beziehen.

Wie die Eigenschaften der Stämme verschieden und vielfach voneinander abweichende sind, so ist aber auch eine große Verschiedenheit in den Eigenschaften der einzelnen Individuen ein und desselben Stammes zu beobachten; jeder, der in nähere, länger andauernde Berührung mit einzelnen Angehörigen eines Stammes trat, wird, wenn er nicht allzu oberflächlich urtheilte, schnell dahintergekommen sein, wie er den einen anders als den andern zu nehmen hat, wie er nicht alle als „Nigger" über einen Kamm scheren darf und oft seine Behandlungsweise dem einzelnen gegenüber ändern muß, wenn er dessen Charaktereigenthümlichkeiten und Fähigkeiten besser erkannt hat. Es ist mir von europäischen Neuankömmlingen an der Küste oft versichert worden, daß sie in den ersten Tagen und Wochen nicht recht im Stande seien, den einen Schwarzen vom andern zu unterscheiden: sie sind ja alle schwarz! Erst allmählich erkennen sie den einzelnen und unterscheiden sie die Physiogno-

mien. Ebenso wie äußerlich, werden sie auch erst nach und nach das innere Leben des einen verschieden von dem des andern finden. Diese Verschiedenheit aber muß den Gedanken anregen, daß es nicht räthlich sei, schablonenartig allgemeine Maßregeln zur Erziehung der Eingeborenen zu decretiren; sondern ich halte es für wesentlich richtiger, vorläufig den einzelnen dazu berufenen tüchtigen Männern die Wahl ihrer Erziehungsweise den Individuen gegenüber, mit denen sie zu thun haben, zu überlassen; gleichwol können ihnen dabei gewisse Grenzen gesetzlich gezogen werden, innerhalb deren sie sich zu halten haben. Erst diese erzieherische Arbeit der einzelnen wird in späterer Vergleichung ihrer Resultate und Methoden zu allgemeinen Maßregeln führen können, die sich dann auf vielseitigere Erfahrungen stützen, während sie jetzt als bloße Speculation erscheinen müssen. Um so mehr als Speculation, da wol noch kaum jemand in den Gebieten, welche uns berühren, den lange Zeit erfordernden Versuch gemacht hat, den freien Eingeborenen zu stetiger Arbeit zu erziehen. Unser ganzes colonisatorisches Bemühen in unsern eigenen Herrschaftsgebieten ist erst noch ein Versuchen, Tasten und Fühlen, die deutsch-afrikanische Culturarbeit befindet sich noch in vorbereitendem und experimentellem Stadium. Wir wissen nur: was wir erstreben, was werden soll, aber nicht das ebenso wichtige: wie es zu erreichen ist! Dies gilt vor allem auch für die Erziehung des afrikanischen Eingeborenen, und es ist müßig, schon jetzt für dieselbe bestimmte Maßregeln anzuführen, die noch nicht erprobt wurden, und mehr zu thun, als aus vereinzelter Erfahrung Rathschläge zu ertheilen, welche auf den individuellen Fall anzuwenden sind. Die Anlehnung an Fremdes ist hierbei ein mißliches Ding, wenn ich auch das Studium desselben für nothwendig erachte; aber es bleibt eben ein Fremdes und deckt sich nicht mit unsern Verhältnissen. Die fremdländischen Cultursysteme hatten mit andern Ländern und Völkern, mit andersgeartetem Material des

Erziehers und Zöglings zu rechnen; die Holländer sind keine Deutschen und das van den Bosch'sche „Kulturstelsel" hatte in Holländisch-Indien mit Völkern zu rechnen, welche auf einer andern Culturstufe standen als die Neger in Afrika, anders begabt sind, in andern Verhältnissen lebten, andere sociale, politische und religiöse Einrichtungen und Anschauungen hatten! Jenes sehr beachtenswerthe holländische Cultursystem entsprang auch nicht 1688 im Anfang der colonisatorischen Zeit fertig aus dem Haupte seines vielgenannten Begründers, sondern baute sich auf einer Jahrhunderte brauchenden Erkenntniß der betreffenden originalen Verhältnisse und des Menschenmaterials, auf manche vorhergehende und fehlgeschlagene Versuche in langsamer Entwickelung 1838 auf![1] Dies sollte man bei uns nicht übersehen. Auch wir dürfen jetzt noch nichts fertig Erdachtes erwarten, auch wir haben erst sorgfältig das kennen zu lernen, was gegenwärtig ist, das gesammte Material, den Menschen und die Verhältnisse, die diesen Menschen formten und andererseits von ihm geschaffen wurden, zu erkennen! Wie ich für die zweckmäßige Behandlung des einzelnen Negers das Sichhineinversenken in seine Individualität für nothwendig und segensreich halte, so befürworte ich auch eine gründliche Kenntniß des Volkes, ehe volkserzieherische Lehrpläne aufgestellt werden. Wir sollten uns hüten, jenen Stämmen Fremdes aufzupfropfen, unser eigenes Empfinden, Denken und Wissen als zuverlässige Richtschnur für die Erziehungsarbeit an Unculturvölkern zu betrachten, sondern unsern Lehrplan ausarbeiten, gestützt auf das Erkennen der bereits gegebenen Verhältnisse und in möglichster Anlehnung an das zum großen Theil uns noch unbekannte Bestehende und dem Volke Eigenthümliche. Auch

[1] Vgl. C. W. Janssen, „Holländische Colonialwirthschaft in den Battaländern" (Straßburg 1886), und „Holländische Colonialpolitik in Ostindien" (Berlin 1884).

hier ist noch grundlegendes Studium nothwendig, wie ich es an andern Stellen dieser Schrift bezeichnete; auch hier werden die Erfahrungen der einzelnen Culturpioniere erst gesammelt werden müssen, ehe das „deutsche Cultursystem" seinen Begründer findet. „Dort ist alles von Grund auf neu zu schaffen, bis auf die Menschen, Afrikas größten Reichthum, an denen zum Glück kein Mangel; aber selbst diese müssen nach einem eigens erst zu schaffenden Vorbilde hergerichtet werden für die Aufgaben, welche zugleich unsere Aussichten sind!"[1]

Die Geschichte, soweit sie sich mit der Einführung wilder Völker in Cultur und Gesittung beschäftigt, zeigt kein erquickliches Bild. Ueberall wurden die Eingeborenen die Knechte und Sklaven der Eingewanderten; in vielen Fällen war aber die Verwendung jener zur Arbeit eine so rücksichtslose und gewaltsame, daß die frühern Bewohner jener Länder den Segnungen der Civilisation allmählich erlagen und für die nun aussterbenden Arbeitskräfte im Sklavenhandel Ersatz durch andere, ausdauerndere Tropenrassen — eben unsere Neger — geschafft werden mußte. Nur an wenigen Stellen der heißen Gebiete, wo die verticale Bildung der Erdrinde bedeutende Höhen mit milderer Sonnenglut und reinerer Luft aufbaute, haben sich Europäer selbstarbeitend und siedelnd erhalten können, nicht aber ohne durch innige Mischung mit den Landestöchtern eine den immer noch fremden Klimaverhältnissen besser angepaßte neue Mischrasse mit untergeordnetern Culturleistungen zu erzeugen.[2] An den Greueln,

---

[1] Vgl. G. Schweinfurth, Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika, Vortrag gehalten in der 59. Naturforscher- und Aerzteversammlung, abgedruckt in der „Deutschen Colonialzeitung", 1886, S. 697.

[2] Selbst auf der französischen Insel Réunion (etwa 21° südl. Br.), deren Klima als ein herrliches geschildert wird, hat sich die Eingeborenenbevölkerung aus Mischung von Europäern mit tropischem Blute entwickeln müssen, und zwar wurde das letztere durch madagassische Frauen 1646 ein-

welche jener nothwendig gewordene Menschenhandel mit sich brachte, hat Deutschland sich nicht betheiligen können, und es ist das wol die einzige Lichtseite in dem Bilde, welches uns die national-colonisatorische Unthätigkeit des deutschen Volkes zeigt. In den afrikanischen Gebieten, auf welche Deutschland in der zwölften Stunde die Hand legte, leben Eingeborene, welche zäher zu sein scheinen und arbeitstüchtig sind, wie sie das als Sklaven in fremden Ländern bewiesen haben. Sie sind der Reichthum Afrikas und als solcher sorgfältig auszubeuten, nicht in einer Weise, daß auch wir uns einst nach kaum zu findendem Ersatz in andern Ländern umsehen müßten.

Der von außen kommende Einfluß — von welcher Seite er auch immer stammen und durch welche Organe er auch vermittelt werden mochte — war für die Völkerschaften in Afrika in seiner Gesammtwirkung auch kein segensreicher. Was der Schwarze bisher vom höherstehenden Culturmenschen in seiner Heimat erlernte, das sind äußerliche Dinge, Fertigkeiten, zu welchen sich gewisse productive Fähigkeiten ausbildeten, äußere Formen im Verkehr, Verstümmelung fremder Sprachen u. s. w., und manche früher unbekannte Begierden ohne sittlichen Bildungswerth. Von innerer Heranbildung, dem Maße der dafür — zum Theil unbewußt — aufgewendeten Mittel entsprechend, kann doch wol kaum noch die Rede sein. Wo dieselbe einmal ausnahmsweise hervortritt, beschränkt sie sich auf einzelne Individuen, welche auch nur durch ausnahmsweise günstige Verhältnisse und Einwirkungen herangebildet wurden. Die Nachkommen derselben, auf welche nicht mehr dieselben Einflüsse einwirkten, fielen in den alten

geführt. Die sogenannten petits blancs der Insel, in welchen der madagassische Typus noch kenntlich ist, werden in körperlicher Beziehung als nicht gut entwickelt geschildert. Vgl. Dr. A. Bordier, La colonisation scientifique (Paris 1884), S. 335.

Unculturstand zurück. Das möge ein Beweis dafür sein, daß, falls wir annehmen dürften, es sei möglich, aus vereinzelten Ausnahmen — die mit manchem geschichtlich bekannten Namen belegt werden können — eine allgemeinere Regel zu machen, und das ist meine persönliche Ueberzeugung! nicht die richtigen Kräfte hinausgeschickt wurden, nicht die rechten Mittel in Anwendung kamen, um den Neger zu erziehen; ferner auch, daß falls einmal eine solche Kraft wirklich vorhanden war, deren Leistungen nicht als Grundlage eines größern, mengenumspannenden Bauwerks weiter benutzt wurden.

Unabweislich werden wir hier an die christliche Missionsarbeit erinnert. Die Leistungen derselben werden vielfach für sehr geringe gehalten und bemängelt, oft aber mit Unrecht, da man ihr Fehler in die Schuhe schiebt, welche in den Verhältnissen liegen, und zwar in Verhältnissen, welche zu ändern die Mission nicht die Macht besitzt. Auch die Mission ist ein Beruf, welcher zu seiner Ausübung Menschen nöthig hat, schwache, fehlende und irrende Menschen, welche einerseits wie alle andern Sterblichen durch sich selbst, durch eigene persönliche Mängel in ihren Bestrebungen geschwächt und geschädigt werden können, andererseits aber auch unter den Fehlern in der Organisation ihrer Arbeit und in der Wahl ihrer Arbeitsmittel zu leiden haben. „Die erzieherische Wirksamkeit (der Mission) wird ohne Zweifel in Zukunft um so größere Erfolge bei Heidenvölkern aller Culturstufen erreichen, je mehr es ihr gelingt, sich ihrer dogmatisch engen Fesseln zu entschlagen und das Christenthum ohne seinen complicirten confessionell kirchlichen Dogmenapparat in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit als die frohe Botschaft von unserer Gotteskindschaft zu verkündigen. Inwieweit bei den heidnischen Naturvölkern der dogmatische Charakter der bisherigen Mission hemmend gewesen sei, wage ich nicht zu beurtheilen; soviel ist aber gewiß, daß darin ein schweres Hinderniß und der Hauptgrund ihrer ver-

hältnißmäßigen Erfolglosigkeit bei den heidnischen Culturvölkern lag.“[1]

Berücksichtigen wir gar nicht solche Hinderungsgründe; denken wir gar nicht der durch confessionelle Unterschiede entstehenden Uebelstände, welche leider oft in höchst drastischer Form den unbefangenen Neger ganz irre und stutzig machen müssen; auch nicht der Verschiedenheit der Methoden, welche die verschiedenen Missionsgesellschaften auch einer und derselben Confession zur Erreichung des gemeinsamen Zieles befolgen — lassen wir das alles beiseite und nehmen wir an, daß die Missionsthätigkeit in vollendetster Weise betrieben würde, so stoßen wir eben auf hindernde Verhältnisse, welche, wie bereits erwähnt, außerhalb der Machtsphäre der Heidenmission liegen. Wir finden es als eine unbestreitbare Wahrheit, daß ein auf dem Arbeitsfelde viel zahlreicher vertretenes Laienpublikum der Mission entgegenwirkt, ihr unabsichtlich und unbewußt und leider auch theilweise absichtlich entgegenarbeitet. Was ein Missionar mühsam aufbaut, wird von zehn an der Mission nicht Betheiligten gefährdet, und es würde auch das gleiche Resultat erfolgen, wenn die Zahlen auf beiden Seiten gleich wären oder in umgekehrtem Verhältniß ständen.

Die beiden Organe, welche als Ausfluß europäischer Cultur bisher für die schwarze Bevölkerung Afrikas als einflußreich allein in Frage kommen konnten, sind die Missionare und die Kaufleute. Die erstern erstreben selbstlos ideale Ziele zum Besten ihrer Umgebung, die letztern materiellen Gewinn zum eigenen Besten und dem ihrer Auftraggeber; der erstere gibt sich und was er besitzt, der andere, um es drastisch auszudrücken, „nimmt, was er kriegen kann“! Darin kann natürlich kein Vorwurf liegen, denn der Handel ist doch

[1] Vgl. Professor Dr. O. Pfleiderer, Die erzieherische Aufgabe der christlichen Culturvölker an der nichtchristlichen Menschheit. Abdruck aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ (Berlin 1885), S. 9.

zunächst ein Mittel zum Zweck materieller Bereicherung, und schließlich verfolgt doch unser ganzes colonisatorisches Bestreben denselben Zweck, verallgemeinert auf den deutschen Nationalwohlstand, vor allen Dingen! Das Ziel des Händlers, welcher sich unter wilden Völkern ansiedelt, ist das, Geld zu verdienen, an den Landesproducten und durch die Eingeborenen, welche ihm dieselben zum Austausch gegen seine Waaren heranbringen. Das ist seine Aufgabe; je besser er sie erfüllt, desto besser für ihn und seine in der Heimat ersehnte Zukunft, und wir können den meisten jungen Männern, welche aus irgendwelcher Veranlassung ihr Glück da draußen suchen, und zum Theil auch aus ganz andern Kreisen, als gerade dem gebildeten Kaufmannsstande herstammen, auch gar keinen Vorwurf daraus machen, daß sie eben nur an sich und an die materielle Förderung ihres Geschäfts denken. Daß dabei aber nur wenig, wenn überhaupt etwas, für die Erziehung des wilden Volkes dauernd Segensreiches herauskommen kann, liegt auf der Hand, und nach meinen Erfahrungen müssen es schon recht „ideal" angelegte Naturen sein, welche sich über den Gedanken an ihren materiellen Zweck hinausschwingen; die Gefahr liegt zu nahe, daß ein solcher „Kaufmann", ein alleinstehender Sonderling, nicht recht vorwärts kommen und von seinen Kameraden nicht recht verstanden werden würde.

Dumont d'Urville sagt bezüglich der Wirkungen des Handels auf die Bevölkerung von Neuseeland: „Wenn der Handel eins der mächtigsten Mittel ist, um rohe Völker der Civilisation zuzuführen, so ist er doch ohne Zweifel unfähig, den Anfang hierzu selbst zu machen, wegen der Schlechtigkeit der Menschen, welche dabei zuerst mit jenen in Verbindung treten!" [1] Das klingt sehr hart; aber wenn wir die bittere Wahrheit dieser Worte anerkennen wollen, brauchen wir nur

[1] Voyage au Pôle Sud (Paris 1841), IX, 134.

an die ersten Händler zu denken, welche die Küsten Afrikas besuchten — die Sklavenhändler.

Aber es würde falsch sein, wollte ich sagen, daß der moderne Handel an und für sich jene Völker schädige, daß er keine culturellen Samenkörner ausstreue, denn er regt Bedürfnisse an, deren Befriedigung sittlichende Arbeit erheischt. Was ich bedauere, ist, daß der Handel allein um die culturelle Erschließung unsers Nachbarcontinents warb, und schlimmer noch, seinen Zwecken und oft auch Mitteln nach im Gegensatz zur Mission. Daß die europäische Menschheit in Afrika bisher nichts anderes einzuführen wußte als den Handel — abgesehen von dem zercivilisirten Angola, wo der portugiesische Deportirte Civilisationsversuche anstellt und Plantagenwirthschaft mit Sklaven betrieben wurde — darin liegt der Fehler, den als solchen auch hervorragende Vertreter des deutschen Handels selbst anerkennen und betonen. In Widerlegung der Ansichten, daß der Handel mit Rum, mit Waffen und Pulver (Ernst von Weber), in seiner Gestaltung im Trustsystem (Hübbe-Schleiden) den Eingeborenen Afrikas geschadet habe, kommt A. Woermann zu dem Schluß: „Ich möchte behaupten, ... daß der Grund (der schädlichen Einflüsse) in der Thatsache wurzelt, daß alle daselbst gelandeten Europäer nur Handel getrieben haben!“[1]

Von anderer Seite wird dem Handel jede dauernde erzieherische Wirkung zum Guten rundweg bestritten, eine Ansicht, welcher ich in ihrer vollen Schärfe ebenso wenig beipflichten möchte wie der Behauptung F. M. Zahn's: „Erzogen wird ein Mensch so (durch Handel) nicht, dazu gehören andere Mächte, und unter allen, die auf dem Schauplatz erschienen, dem Regierungsbeamten, dem Soldaten, dem Kaufmann, ist

[1] „Culturbestrebungen in Westafrika“, Separatabdruck aus den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“, 1878—79, S. 10.

nur der Missionar im Besitz solcher Macht!“[1] Ich vermisse in der Aufzählung der Culturorgane gerade denjenigen Stand, der in der deutschen Colonisation eine der hervorragendsten Rollen zu spielen berufen ist, denjenigen des Pflanzers! Meine jahrelange Erfahrung hat mich zu dem Resultat geführt, daß gerade die Thätigkeit des letztern zum mindesten einen hervorragenden Theil an der Civilisirung deutsch-afrikanischer Völkerschaften haben wird, weil die Pflege des Landbaues dem Neger in Anlehnung und Erweiterung einer althergebrachten Ackerbauarbeit am allerverständlichsten, in ihrer Entwickelung und in ihren Zwecken am allerbegreiflichsten ist — etwas, was man von den religiösen Zielen der Mission nicht so leicht voraussetzen kann. Nach meinem Dafürhalten darf man die verschiedenen Culturagentien: Handel, Mission, (tropischen) Ackerbau, nicht voneinander trennen, man muß ihr Zusammenwirken anstreben, um dauernde Culturerfolge zu erzielen. Der weltumspannende Handel ist der Anreger der materiellen Cultur, indem er Bedürfnisse mannichfacher Art erweckt; der Plantagenbau benutzt diesen Reiz, um das Volk zu belehren, wie es durch die Früchte der Arbeit dauernd jene eingebürgerten Bedürfnisse in ihrer allmählichen Steigerung deckt; die Mission hat in diese materiellen Zielen zugewendeten Bestrebungen, welche gleichwol moralisirenden Einfluß haben sollten, das religiöse Element des Christenthums hineinzutragen, und ich bin überzeugt, daß die Mission, wie Pfleiderer sie wünscht[2], in einem Volke, welches durch die Erziehung zur Arbeit bereits einen gewissen Culturstandpunkt erreicht hat, mit Hülfe des gegebenen sittlichen Beispiels eine reichere Ernte schneiden kann, als in einem Stamm, dessen Fähigkeiten und geistigen Kräfte noch so wenig aus ihrem Schlummer geweckt sind, daß

[1] „Handel und Mission“, Separatabzug aus D. Warneck's „Allgemeiner Missions-Zeitschrift“ (Gütersloh 1886), S. 20.

[2] Vgl. S. 103.

er dem Streben der Mission wie ein Blinder und Blöder gegenübersteht.[1]

Die hochwichtigste und zugleich wol schwierigste Aufgabe unserer Colonisationspolitik drückt sich in den Worten aus: Erziehung der eingeborenen Bevölkerung zu geregelter, stetiger Arbeit! Niemand wird verkennen, wie unendlich schwer es ist, diese Aufgabe zu erfüllen; deshalb aber sollte sie eben Lebensaufgabe und Beruf sein, und es sollten zu jenen Völkern nur solche Männer hinausgesandt werden, welche diesen Beruf in sich fühlen und ihn auszuüben befähigt sind. In Gebieten, deren Herrschaft, wie die unserer Colonien, in einer starken Hand ruht, der des Reiches und einiger mit Hoheitsrechten ausgestatteten Gesellschaften, und deren Geschicke und Zukunft einheitlich geleitet werden, läßt sich diese Idee ebenso gut ausführen, wie die Missionsgesellschaften nach verschiedenen Arbeitsfeldern auf dem Erdrunde auch nur Kräfte aussenden, welche sie für ihren Aufgaben gewachsen halten. Um so leichter ist sie zu verwirklichen, als, wie die Sachen liegen, jetzt im Anfangsstadium nur wenige der Kreise sind, welche sich an praktischer Colonisationsarbeit, kapitalistisch genügend ausgerüstet, betheiligen. Später, wenn diese Theilnahme eine größere geworden und weitere jetzt noch zaghafte Interessenten in größerer Zahl herangezogen sein werden, dann wird das bereits Erschaffene schon erstarkt genug sein, um unter den jetzt ängstlich zu vermeidenden üblen Wirkungen

[1] Wilhelm Joest schildert in einem Aufsatz: „Die Minahassa" („Revue Coloniale Internationale", 1886, II, 122), die wunderbaren Erfolge, welche zweckmäßige Cultivation bei den Eingeborenen dieses herrlichen Erdwinkels binnen kurzer Zeit gehabt habe. In bedeutendem Maße haben zu denselben Missionare beigetragen, und zwar besonders drei deutsche Missionare! „Jene drei Alten", setzt Joest hinzu, „könnten den modernen Missionaren als Vorbilder dienen: sie gingen in der richtigen Weise vor; sie machten die Alfuren erst zu Menschen, sie brachten ihnen bei, sich zu waschen, sie gewöhnten ihnen das Köpfejagen ab, sie lehrten sie singen, dann lesen und schreiben und *dann* machten sie sie zu Christen!"

einzelner Untüchtiger nicht zu leiden. Die Wahl tüchtiger Leute liegt ja auch im materiellen Interesse der Unternehmer, besonders sobald dieselben nicht nur mit eigenen Kapitalien allein arbeiten, sondern fremde Betheiligung in immer größerm Maßstabe heranzuziehen trachten. Unvorsichtige Auswahl unbrauchbaren, unzuverlässigen Menschenmaterials pflegt sich oft genug so zu rächen, daß die Abberufenen die Schuld an ihrem Fiasco natürlich nur in den Unternehmern und in den unfertigen Verhältnissen suchen, statt auch der eigenen Fehler zu gedenken, und das Publikum durch einseitige Erörterungen in einem willfährigen Theil der Presse irremachen und verwirren. Andererseits aber sollte die Zukunft tüchtiger Männer, entsprechend ihren Leistungen, so sichergestellt werden, daß die an und für sich schon unvermeidliche Schaffung „verfehlter Existenzen" durch die Colonisationsbranche auf ein möglichst geringes Maß eingeschränkt werde. Leuten, welche ohne Erfolg, ohne materiellen Nutzen auch für sich selbst, heimkehren, ist nicht selten ihre frühere Berufscarrière verschlossen, in der colonialen Carrière können sie nicht bleiben, weil eine solche sich noch nicht ausgebildet hat und der Bedarf an Kräften hier in der Heimat naturgemäß noch ein sehr geringer ist.

Sollte der Gedanke nicht ernstlicher Erwägung werth sein, in der Heimat Anstalten zu gründen, in welchen, wie in den Missionsseminarien, die Culturboten eine Schule durchzumachen haben, um sich durch Orientirung über ihre zukünftigen Pflichten, durch das so überaus wichtige Erlernen von Sprachen — wie dies ja im Orientalischen Seminar bereits angedeutet ist — durch Belehrung über die Sitten und Gebräuche, Rechts- und religiöse Anschauungen der Eingeborenen, sowie vielleicht auch über die technische Seite ihrer praktischen Cultivationsarbeiten für ihren Beruf vorzubereiten?[1] Wenn ich hier eine sorgliche

[1] Mir kommt dabei eine Resolution in Erinnerung, welche die Gemeinnützige Gesellschaft in Leipzig am 7. Januar 1887 nach Anhören eines Vor-

Auswahl der Cultivatoren anrege, so möchte ich an geschichtliche Schöpfungen einer einheitlich geleiteten Mission in beschränkten Gebieten Südamerikas im vorigen Jahrhundert erinnern; ein Studium der Geschichte jenes in seiner Art und seinen Erfolgen gewiß beachtenswerthen Unternehmens würde manche praktische Anhaltepunkte auch für die Lösung unserer Aufgabe herbeibringen.

Das „Wie ist der freie Neger zu erziehen?“ hängt nach meinem Dafürhalten nicht zum mindesten davon ab: Wer soll sich an dieser Erziehungsarbeit betheiligen, wer soll erziehen? Wenn ich den oben erwähnten Gedanken festhalten darf, so müßten dies energische, an Leib und Seele gesunde Männer sein, keine verfehlten Existenzen, keine Phantasten, sondern gebildete, womöglich vorbereitete Kräfte, die sich der Mühseligkeit ihrer Arbeit bewußt sind, an deren Größe und Ruhmwürdigkeit erheben, neben ihrer Energie mit einer sehr — dehnbaren Geduld und Ausdauer, um auch in Mißerfolgen oder nach jahrelanger Arbeit in kleinstem Erfolge einen Ansporn zum Weiterstreben zu empfinden, begabt sind. Gibt man solchen Männern dieses Werk in die Hände, dann wird das Ziel erreicht werden, denn es muß erreicht werden. Und daß solche Kräfte zu finden sind, die nicht nur an sich selbst denken, sondern sich in das Ideenleben ihrer Untergebenen hineinversetzen, daran brauche ich wol nicht zu zweifeln.

---

trages vom Landtagsabgeordneten von Schenkendorf „über Erziehung zur praktischen Arbeit in ihrer Bedeutung für innere Socialreform“ faßte und welche folgenden Wortlaut hat: „Die Erziehung zur praktischen Arbeit ist ein sehr geeignetes Mittel, den Trieb zur Arbeit in dem heranwachsenden Menschen zu wecken; sie ist deshalb geeignet, auch ihrerseits dem zersetzenden Einflusse der Zeit erfolgreich entgegenzuwirken. Es empfiehlt sich zunächst die Förderung auf dem Wege der Freiwilligkeit, damit zuvor das Interesse und das Verständniß in die weitesten Volkskreise eindringe: es erscheint aber nothwendig, daß die staatlichen und die Gemeindebehörden den Bestrebungen besonders auch in der Richtung der Ausbildung von Lehrern förderlich zur Seite stehen.“

Und nun möchte ich einige praktische Winke anführen, wie sie mir als Erfahrungen meiner eigenen Erziehungsarbeit am Neger durch eine längere Reihe von Jahren für die Behandlung des einzelnen wichtig erscheinen. Um den Neger zu erziehen, dazu ist vor allen Dingen nöthig, Einfluß auf ihn zu gewinnen, nicht durch äußerliche Machtmittel, Geld und Aehnliches, sondern durch das eigene Sein, durch die eigene Persönlichkeit ihm wirkliche Achtung einzuflößen, nicht jenen Scheinrespect, hinter welchem, oft meisterhaft verborgen, das scharfe Auge des Schwarzen spöttisch die Schwächen des Europäers entdeckt. Der Neger kommt dem Europäer von vornherein mit ganz ausgeprägtem, wenn auch meist gut und geschickt verschleiertem Mistrauen entgegen. Der Verkehr zwischen beiden ist bisher fast nur durch den Handel vermittelt worden; lange Jahre hindurch, bis vor nicht sehr entfernten Zeitpunkten, hauptsächlich durch den Sklavenschacher, seither durch den sogenannten legitimen Handel. Der Neger erkennt die Ueberlegenheit des Europäers an: hat derselbe doch alles, was das Herz begehrt! „Weshalb kommt derselbe nun in unser Land? Zum Vergnügen? Nein! um mehr zu verdienen, als er — nach des Schwarzen Meinung — schon hat, und zwar an uns und durch uns zu verdienen!" Der schwarze Verkäufer wird aber viel übervortheilt, und wo dies nicht der Fall ist, glaubt er es wenigstens; seine anfängliche Unbeholfenheit und Beschränktheit wird von dem Europäer oder dem schwarzen Zwischenhändler, welcher eben schon „klüger" geworden ist als jener, benutzt, bis er dahinterkommt und — sehr natürlich — jetzt selber dem Weißen mit gleicher Münze heimzuzahlen sucht, falls er es nicht schon vorher that. Ich bin überzeugt, daß dieses Mistrauen gerechtfertigt ist; oft genug hörte ich die charakteristische Phrase: „Ach, der dumme Kerl merkt ja nichts!" Er merkt es aber wohl, vielleicht nicht sofort, sondern nachher, wenn er sich „den Handel" überlegt, er behält das für sich und wartet, bis er seine Zeit gekom-

men glaubt. Jenes Mistrauen hat, nach meinem Dafürhalten, in der Verfassung der westafrikanischen Negerrepublik Liberia durch den von Weißen natürlich oft geschmähten Paragraphen folgerichtigen Ausdruck gefunden, welcher dem Weißen den Erwerb von Grund und Boden in der Republik nicht gestattet, ihn also bis zu gewissen Grenzen fernhalten soll. Das Mistrauen, welches naturgemäß bei Negerstämmen noch nicht vorherrschen wird, die im Innern des Erdtheils lebend mit Weißen oder deren schwarzen Händlern noch nicht in Berührung traten, zu brechen und Vertrauen, damit aber dauernden Einfluß zu gewinnen, wird dem Nichthändler viel leichter sein als dem Kaufmann; dem Landbauer oder Pflanzer noch leichter als dem etwa nur theoretische Lehrthätigkeit ausübenden Missionar, weil, wie bereits erwähnt, das Treiben des letztern dem Neger in seinem natürlichen Eigennutz viel zu unverständlich ist, dessen Zweck er nicht von vornherein einsehen kann; beim Pflanzer kann er sich sofort eine richtige Vorstellung von dessen Arbeit und Zwecken machen, weil er selbst in den weitaus meisten Fällen den Boden bebaut. Das Thun und Treiben des europäischen Pflanzers weckt und nährt nicht sein Mistrauen, weil es ihm näher steht, seiner eigenen Thätigkeit verwandter ist, als alle andere Arbeit der Weißen; und wenn so häufig behauptet wird, der Neger sei geborener Händler, so steht meines Erachtens dieses Dictum auf sehr schwachen Füßen, denn die Berechtigung dazu liegt eben leider nur darin, daß dem Schwarzen in solcher Allgemeinheit und Verbreitung bisher nichts anderes gebracht wurde als der Handel. Mit demselben Recht dürfte man auch sagen können: der Neger ist geborener Handwerker, denn er besitzt thatsächlich eine oft bewundernswerthe Fertigkeit in Handarbeiten, wie zahlreiche Sammlungsstücke in unsern Museen für Völkerkunde beweisen. Es würde nur ein gutes Omen sein können, wenn wir annehmen dürften, daß der Neger sich in andern Fächern, sobald ihm die Gelegenheit

dazu geboten wird, zu derselben Geschicklichkeit und Nachahmung ausbilden kann wie im Handel.

Das vornehmste Mittel, um das Vertrauen des Negers zu gewinnen, ist, daß wir ihn vermögen, uns alles zu glauben, also Wahrhaftigkeit, absolute Wahrhaftigkeit. Derjenige Europäer, dem kein Neger eine Unwahrheit oder Lüge vorwerfen kann; der dem Neger niemals etwas anderes sagt als das, was er als wahr verantworten kann; der so spricht und lebt, daß nie an seinem Wort gezweifelt werden kann; der vor allen Dingen stets hält, was er, bedingungsweise, verspricht — besonders in diesem Punkte wird viel gesündigt — und der nur dann nach reiflicher Ueberlegung droht, wenn er im Stande und gesonnen ist, seine Drohung auszuführen; mit Einem Wort, derjenige, der absolut wahr ist, wird bald das Vertrauen des Negers und damit nachhaltigen Einfluß auf ihn gewinnen. Als selbstverständlich erwähne ich, daß diese strenge Wahrheitsliebe mit Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Vorurtheilslosigkeit gepaart sein muß. Gerade an der letztern mangelt es so vielen, die, noch unerfahren, die afrikanischen Küstengelände betreten. Wie oft habe ich von solchen Neulingen die unglaublichsten Urtheile über den „Nigger" gehört, ehe sie überhaupt eine Schwarzhaut gesehen hatten! Der Neger stiehlt, der Neger ist faul, der Neger lügt, der Neger stinkt — das sind Glaubenssätze geworden, welche oft keine andere Basis haben, als unverdaute Lektüre und das Bild auf einer Cigarrendüte.

Wie der Neger den Europäer mit Mistrauen betrachtet, ebenso kommt der Weiße meist mit Vorurtheilen an die Küste. Ehe man den Neger zu beurtheilen wagt, sollte man ihn gründlich kennen lernen; wer ihn und sein Thun und Lassen verstehen und gerecht zu würdigen lernen will, muß versuchen, sich in den Ideenkreis, in die Denkweise dieser Völker hineinzuversetzen, muß nicht ihr Treiben an sich, sondern die Gründe desselben erkennen, und als bestes Mittel, neben der Beob-

achtung in unaufhörlichem Verkehr während der Stunden der Arbeit, wie des Spiels und der Muße, neben dem Vertrautwerden mit Sitten, Gebräuchen, Anschauungen und Lebensweise der Eingeborenen, wird sich das Erlernen der Landessprache erweisen.

Ein zweites Mittel, dessen Wirksamkeit sich auf den Erfolg des erstangeführten logisch aufbaut, ist das gute Beispiel, welches dem Neger zu geben ist, das gute Beispiel in jeder Beziehung; unserm besondern Zweck entsprechend hauptsächlich in Bezug auf die Arbeit und zwar vor allem auch auf körperliche Arbeit. Die geistige Thätigkeit, wie sie z. B. in dem Leben des Kaufmanns gegenüber dem Neger hauptsächlich in die Erscheinung tritt, ist ihm wol kaum als Arbeit verständlich zu machen, ebenso wie unser Arbeitsmann bestreiten mag, daß die Leistungen des Gelehrten, des stubenhockenden Beamten „Arbeit" erfordern. Nun ist es Thatsache, daß die verhältnißmäßig wenigen im Sinne des Negers arbeitenden Europäer, z. B. Zimmerleute, Matrosen u. s. w., die dem Schwarzen zu Gesicht kommen, sich gewöhnlich auf niederer Bildungsstufe befinden und vielfach nicht genügende Fonds in sich selbst besitzen, um dem Einfluß eines erschlaffenden Klimas zu widerstehen; sie „lassen sich gehen", stehen deshalb isolirt von ihren Arbeitgebern, den Kaufleuten, da und werden von diesen nicht so, wie es im Interesse der Sache geboten wäre, achtungsvoll behandelt, oder können eben einfach nicht so behandelt werden. Die Folge davon ist, daß der freie Neger, ja auch der Sklave, auf diesen „arbeitenden" Weißen, weil er eben ein Weißer ist, hinabsieht und ihm wol gar verächtlich sagt: „Du bist ja der Sklave des Herrn N. N."

Läßt es sich nun bewerkstelligen, daß — abgesehen vielleicht von den höchsten Chefs — die Mehrzahl aller Europäer arbeitet, im Sinne des Negers körperlich thätig ist, so verschwindet die Veranlassung zu vergleichen, und damit auch

die Mißachtung, welche vor allem den freien Neger abhalten wird, selbst zu arbeiten, um anfangs — wie ich selbst das erlebt habe — der Verblüfftheit und Verwunderung, später aber der Achtung vor dem Arbeiter und der Arbeit Platz zu machen. Dieses Beispiel wird um so eindrucksvoller wirken, wenn auch der besser situirte Europäer, welcher etwa als Vorgesetzter anderer Europäer fungirt, gelegentlich selbst arbeitet, trotzdem — und das fällt in den Augen der Neger dann ganz besonders ins Gewicht — er als Gebieter der übrigen doch „viel Geld" haben muß, mehr Geld als die andern, und infolge dessen vielleicht besser gekleidet erscheint, sich mehr Bedienung hält, besser lebt und comfortabler in einem schönern und größern Hause wohnt.

Ich erinnere mich hier des Gegensatzes, welcher zwischen zwei Missionsanstalten in dem französischen Colonieplatz Gabun besteht. Die französische Katholikenmission (Congrégation du Sacré-Cœur) ertheilt durch fachlich gebildete Missionare und Laienbrüder — nebenbei bemerkt, darunter viele Elsässer — praktischen Unterricht in verschiedenen Handwerken und bebaut ausgedehnte Pflanzungen mit Hülfe ihrer großen Zahl von Zöglingen. Die amerikanische Baptistenmission betreibt nur theoretische Lehrthätigkeit, und — irre ich nicht — daneben Handel. Der Anhang und der Einfluß der erstern ist anerkannt ebenso groß und verbreitet, wie derjenige der letztgenannten Mission klein und beschränkt ist!

Einen andern Punkt glaube ich hier nicht unerwähnt lassen zu sollen: das ist der Einfluß, den die Frau des Europäers gewinnen kann. Eine unverheirathete Dame ist dem Neger ein Räthsel: Was thut sie? fragt er verwundert. Nicht die „Lady", die nach den landläufigen Vorstellungen nichts weiter thut, als sich bedienen zu lassen; sondern die sorgsame Wirthin, welche im Hause von früh bis spät anordnend und wirthschaftend thätig ist, die deutsche Hausfrau! Die Hausdienerschaft wird von ihr, sobald sie auch Ernst und Strenge

im Bedarfsfalle walten läßt, bald Wunderdinge in ihren Dörfern erzählen, und die Eingeborenen werden sich bemühen, ihre Kinder in einem Hause unterzubringen, in welchem sie von der weißen Frau nach europäischem Muster kochen, nähen und andere Künste erlernen können, wie sie das deutsche Weib pflegt. Ich glaube sogar, daß der Einfluß der Hausfrau ein sehr wesentlicher werden kann, weil er sich bei Negern beiderlei Geschlechts bereits in jungen Jahren geltend machen läßt. Es bedarf hier wol kaum der Versicherung, daß ich einer Uebersiedelung von Frauen nur unter gewissen Bedingungen das Wort reden kann; soll das Weib auch das Los des Mannes theilen, so wird er doch alles thun, um ihr dasselbe zu erleichtern, gewissen Comfort vorbereiten und ihr ungeschminkt das schildern, was ihrer harrt: die Erfüllung einer großen Aufgabe unter manchen Entbehrungen, an seiner Seite Mithülfe in seiner Arbeit. — Es ist vor allem zu beachten, daß Frauen nur dorthin gehen, wo man im Bedarfsfalle ärztliche Unterstützung und Pflege haben kann.

Aus meinen anderweitigen Auslassungen geht zur Genüge hervor, was ich unter körperlicher Arbeit des Europäers verstanden wissen will. Ich verlange von ihm nicht die Leistungen eines ländlichen Arbeiters in Deutschland, welche das Klima nicht ungestraft erlauben würde, sondern nur, daß er die für die schwarzen Arbeiter angesetzten Stunden des Tages hindurch thätig, fortwährend bei der Arbeit jener thätig sei, anfeuernd mitwirke, hier und da zugreife, seine Kräfte einmal anstrenge, falls diejenigen der Leute nicht ausreichen, dem Schwarzen, der eine Arbeit noch nicht oder nicht genügend kennt, immer wieder und unermüdlich zeige, und besonders auch einmal Arbeiten, auf deren sorgfältigste Ausführung viel ankommt, selbst verrichte, um gründlich zu belehren und zur Nachahmung zu reizen. Niemals aber sollte der Europäer sich in die Lage versetzen, von den schwarzen Arbeitern heimlich ausgelacht zu werden, etwa dadurch, daß

er allein eine Kraftleistung unternimmt, welche schließlich über sein Vermögen geht, oder daß er irgendetwas zeigen will, was auch nur einer der gegenwärtigen Neger noch besser ausführen kann als der Weiße, z. B. beim Waldfällen.

Ein erziehliches Moment von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Anregung des Ehrgefühls — auch beim Neger! Wer demselben von vornherein mit einer aus Lektüre oder Erzählungen anderer geschöpften Nichtachtung und der Voreingenommenheit entgegentritt, daß er nicht arbeiten könne oder nicht arbeiten wolle, und ihn demgemäß behandelt, wird sich seine Aufgabe, ohne physischen Zwang Arbeit vom Neger zu erzielen, sehr erschweren. Das Vorhalten des eigenen Beispiels oder der Hinweis auf einen andern, mehr leistenden Arbeiter und die Vortheile und größere Achtung, die derselbe deshalb genießt, ist sehr wirkungsvoll. Der Betreffende wird anfangs verwundert sein, sich vielleicht mit dem Europäer verglichen zu hören; aber schon der Kitzel der Eitelkeit wird ihn allmählich veranlassen, wenigstens den Versuch zu machen, es dem Weißen gleichzuthun. Ich kann versichern, daß mir dieses Wecken und Anregen des Ehrgefühls bei den Plantagenarbeitern sehr viel genützt hat. Nicht nur in Bezug auf die Arbeit, auch im Hinblick auf alles andere Gute wirkt dieser Reiz des Ehrgefühls, welches der Neger unstreitig besitzt, und das ermunternde Vergleichen mit Bessern. In seinem ganzen Verkehr mit dem Schwarzen kann der Europäer gleichwol Herr sein und muß als solcher auftreten, aber in patriarchalischer Weise, welche den Negern verständlich und sympathisch ist, weil sie die Dienstverhältnisse bei ihnen selber kennzeichnet. Er soll Herr und Gebieter sein; aber es gibt trotzdem eine gewisse Vertraulichkeit, eine harmlose Leutseligkeit im täglichen Umgang mit den Arbeitern, die ihnen neben dem Gefühl des Respects vor dem Herrn auch die Empfindung der Anhänglichkeit an denselben, als an ihren klügern Freund und wohlwollenden Beschützer einflößt. Es wird dies gewiß mancherlei

kleine und größere Lasten mit sich bringen, da der Europäer auch in die rein persönlichen Angelegenheiten gezogen werden wird; aber er sollte diese Bürde wohlwollend tragen, denn er gewinnt an Einfluß. Der Weiße, der es versteht, stets Herr zu bleiben, seinen Befehlen Achtung zu bewahren, trotzdem aber familiär mit seinen Leuten zu verkehren, ihre Neigungen kennen lernt, ihre Familienverhältnisse, Freuden und Sorgen, ihr tägliches Leben — und sein Interesse für den Einzelnen mit einem Wort und auch in der That, wo es nöthig ist, andeutet, wird sich dankbare Anhänger schaffen, welche zunächst schon aus Eitelkeit die Partei des Herrn nehmen und auf diese Weise wieder einen guten, erzieherischen Einfluß auf andere Neger ausüben.

Der Neger ist im allgemeinen eine heiter angelegte Natur, und diesem Zuge seines Temperaments ist mit Vortheil Rechnung zu tragen; ein humorvolles Wort, ein Scherz bewirkt beim Neger oft Wunder; ein leiser Schlag mit lachendem Munde führt oft sicherer zum Ziel als eine schmerzhafte Strafe. Der humoristisch angelegte Europäer wird durch Ironie in Anregung des Ehrgefühls viel erreichen, der Bloßgestellte fürchtet das Lachen seiner Gefährten. — Aus allem bisher Angeführten geht hervor, daß ich einen persönlichen Verkehr des Europäers mit seinen Leuten für nothwendig halte; er muß mit einem jeden einzelnen genau bekannt und vertraut sein, um ihn seiner Individualität entsprechend zu behandeln, und sich nicht etwa nur an schwarze Aufseher, Vorarbeiter, Headleute halten.

Auch scheinbar nebensächliche Kleinigkeiten sind anzuführen, welche aber gleichwol der Erwähnung werth sind. Man ermüde nicht durch wochenlang andauernde Wiederkehr derselben Arbeit, sei es auch der leichtesten, und sorge für Abwechselung in der Beschäftigung; der Arbeiter werde reichlich genährt, erhalte seine gehörige Ruhezeit und man verlange überhaupt vom Schwarzen nicht mehr, als man vom Europäer fordern würde,

wenn man ihn bei guter Laune erhalten will; man stoße sich nicht an dem lärmenden Geschwätz, am vielfachen Lachen und oft unschönen Singen der Arbeiter; ein Verbot würde sie mismuthig machen, und frohe, singende Neger schaffen ungleich mehr als stumme. Man lasse den Leuten ihre nächtlichen, oft geräuschvollen Belustigungen und logire sie, damit man nicht selbst darunter leide, in entfernter gelegenen, gesunden und gut gebauten Wohnungen ein. Man verrathe nicht, falls man aus den Gesprächen einmal ein wenig schmeichelhaftes Wort für sich selbst versteht (oder oft fälschlich zu verstehen glaubt), oder gegebenenfalls vergelte man es, um die Lacher auf seiner Seite zu haben, mit einem zutreffenden Spott in derselben Sprache. Man lasse bei ungünstiger Witterung, z. B. bei schweren Gewittern oder Landregen, die Leute nicht länger arbeiten, als bis man selber des schützenden Daches bedarf, denn der Neger ist gegen Kälte empfindlich; man bekümmere sich um die Kranken und sorge für sie durch regelmäßige Verabreichung von Medicamenten, Wundenverband und entsprechende Kost; man mache sich nicht über unverständliche Gebräuche lustig, so komisch dieselben oft auch erscheinen, sondern lasse sie sich erklären!

Mit der Anregung des Ehrgefühls ist eng verknüpft die schon früher erwähnte Achtung, die man dem Arbeiter zollt. Die Anerkennung, die der Herr einem bessern Arbeiter zutheil werden läßt, spornt den Lässigen an, und es gibt manche Mittel und Wege, um den guten Arbeiter auszuzeichnen. Die Strafe, welche nöthig wird, muß sich nach der Individualität richten; der eine wird Lohnentziehung wirksamer fühlen, welche im Besserungsfall wieder aufgehoben werden kann, der andere ein Scheltwort oder ein Bloßgestelltwerden durch Spott, ein anderer durch Uebertragung von Arbeiten abgesondert von den Kameraden, welche als Strafarbeiten bezeichnet werden, bei noch andern werden körperliche Züchtigungen geboten erscheinen, welche in ihrer Seltenheit um so wirksamer

auch für die übrigen sein werden. Die Ansichten über die Anwendung körperlicher Züchtigung bei der Erziehung unserer Kinder in der Familie sind ja verschieden; ich erinnere mich, daß, als ich in hoffnungsvollen Jahren τύπτω conjugirte, der Satz eines alten Griechen über die Nothwendigkeit der Züchtigung für die Erziehung des Menschen mir in recht nachdrücklicher Weise klar gemacht wurde. Bei der Erziehung des Negers halte ich ausnahmsweise körperliche Strafe nach meinen Erfahrungen für heilsam. Niemals aber lasse man sich hinreißen, niemals strafe man im Zorn ohne Ueberlegung und schnelles Nachdenken über die Wirkung der Strafe, deren Berechtigung und Nothwendigkeit völlig klar sein muß. Dabei ist aber zu erwähnen, daß eine schnelle Strafe viel nachdrücklicher wirkt als eine spät eintretende; ein herzhafter Schlag in flagranti ist mehr werth als zehn Hiebe eine Stunde darauf. Anhaltendes Schelten und Schimpfen, Knuffen und Puffen stumpft auch den Neger ab und schadet nur; körperliche Züchtigung ist selten und nur bei anscheinend unverbesserlichen Individuen anzuwenden, dann aber fühlbar und im Beisein der übrigen Leute. Man karge andererseits aber auch nicht mit verdientem Lob und versprochener Belohnung, das reizt nicht nur das Ehrgefühl, sondern auch den Erwerbssinn und schärft das Gerechtigkeitsgefühl.

Es mag mir gestattet sein, hier zu bemerken, daß mir das Urtheil: der Neger sei faul, ungerecht erscheint. Zahlreiche Forscher, erwähnen wir nur unsern großen Schweinfurth[1], Jun-

[1] In einem an mich gerichteten Schreiben dieses Gelehrten vom 23. November 1879 aus Kairo finde ich unter anderm die Bemerkung: „Ich stimme Ihnen ganz bei, es ist oberflächliches Raisonnement, wenn man sagt, der Neger sei faul. Wo ich noch Ackerbau treiben sah in Afrika, fand ich, daß die Leute, wenn sie wollten, soviel oder noch mehr zu leisten im Stande waren als Europäer. In der Missionsstation Gallabat (Nordwest-Abessinien, Tiefland) fand ich, daß die Missionare, die selbst Hand anlegten, erklärten, daß sie nie bessere Feldarbeiter kennen gelernt hätten als ihre Neger. Man

ker, Cameron u. s. w. sprechen dafür, daß er nicht faul sei. Der letztere führt ausgedehnte Culturen an, denen er auf seiner Durchquerung des Continents begegnet sei und zu deren Herstellung und Instandhaltung Fleiß nöthig sei. Vergessen wir doch nicht, daß dem Neger nur seine Hände und die primitivsten Werkzeuge zur Verfügung stehen, nicht aber Ackerbaugeräthe wie unserm Landmann. Wer schafft denn alle die Exportartikel, welche aus theilweise beschränkten Gebieten stammen und jährlich im Werthe vieler Millionen auf den Weltmarkt gebracht werden? Ist es nicht der Neger, der das Palmöl fabricirt; die unsägliche Mühe übt, Millionen Palmfrüchte einzeln aufzuschlagen, um die „Kerne" zu gewinnen; mit seiner lächerlich kleinen Axt die Riesenstämme der eisenharten Rothholz- und Ebenholzbäume fällt und sie in tragbare Stücke gangbaren Formats zerkleinert? Nach meinem sprachlichen Empfinden ist doch ein Unterschied zwischen „faul" und „träge" zu machen. Der Neger ist träge, weil er über eine geringere Arbeitsleistung, welche seine Bedürfnisse deckt, im allgemeinen nicht hinausgeht; erst der vereinzelte Neger, der nicht einmal das thut, ist faul. „Leben um zu arbeiten" — das kann nur ein Culturvolk als wahr anerkennen, nicht aber ein Unculturvolk. Und sollten wir Angehörige der Culturvölker da nicht an die eigene Brust schlagen müssen?

Die Aufgabe, den freien Neger zur Plantagenarbeit zu erziehen, deckt sich zum großen Theil mit derjenigen überhaupt, dem Neger Cultur fruchtbringend zuzuführen. Ehe man an die Lösung derselben herangeht, wird man gutthun, sich darüber klar zu werden, ob das überhaupt möglich scheint, oder ob nicht wahrscheinlich alle Mühe und Arbeit, die darauf verwendet wird, vergeblich ist. Eine große Menge von Zeit,

---

muß es nur verstehen, mit ihnen auszukommen. Geduld und Herzensgüte, dann freilich auch Festigkeit des Wollens — das sind eben Haupterfordernisse, die sich nicht bei jedem «Culturapostel» vorfinden."

Arbeit und Kapital aufzuwenden, hat nur dann Berechtigung, wenn man sich darüber klar ist, daß man nicht, einem Phantom nachjagend, Kraft, Zeit und Geld verschwendet ohne Aussicht auf Gewinn. Da die Ansichten über die Möglichkeit der Erziehung des Negers zu einem selbständigen, der Cultur werthvollen Menschenmaterial so vielfach sich widersprechen, in den weitaus meisten Fällen aber absprechenden Urtheils sind und deshalb in irgendwelchem Zwange das Heil der Zukunft erblicken, so möchte ich zunächst meiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß ich sehr wohl den Neger einer höhern Cultur für zugänglich halte. Wenn ich nachzuweisen vermag, daß in der ganzen bisher verfolgten Erziehungsmethode — falls überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann — grobe Fehler gemacht wurden, aus welchen sich der bisherige Mangel an Erfolg herleiten läßt, so wird das einerseits vielleicht abhalten, diese Fehler noch fernerhin zu begehen, andererseits aber den Beweis für meine obige Behauptung liefern, daß die Erziehung des Negers zur Plantagenarbeit einen ganz wesentlichen und hervorragenden Antheil an der Erziehung des Negers zu Gesittung und Bildung überhaupt nehmen müsse.

An der Hand der Culturgeschichte und Alterthumsforschung, welche dem Leben der Völker bis in eine graue Vorzeit nachspürt, läßt sich nachweisen, daß alle Völker und Rassen sich einst im Stadium der Kindheit befanden und auf einer Stufe standen, die von derjenigen des Säugethiers kaum unterschieden sein mochte. Was der Mensch mit dem Thier gemein hat, das Bedürfniß nach leiblicher Nahrung; was ihn vom Thiere trennt, das Verlangen nach geistiger Nahrung, — beides im Verein ist in seiner Befriedigung und im Streben nach dieser Befriedigung als der Urgrund aller Cultur und Bildung zu betrachten. Das Bedürfniß, den Hunger zu stillen, ließ das erste Sandkorn zu dem jetzt uns so stolz dünkenden Bau menschlicher Gesittung und Cultur tragen! Der Hunger war die Mutter des in Thätigkeit umgesetzten Gedankens, der

ersten Arbeit! Der Mensch lebte von den Früchten und Thieren des Waldes; die Früchte waren seine erste Nahrung, welche die Natur ihm schenkte, das Fleisch des Thieres, welches er verendet fand oder vielleicht von einem im Sturm stürzenden Baummast erschlagen sah, wurde ihm willkommene Speise. Diese sich öfter zu verschaffen, mag er den fallenden Zweig in der Keule, in der Schleuder, der Lanze und später durch ähnliche Beobachtungen in der Natur im Bogen und Pfeil nachgeahmt haben; und so wurde er ein Jäger. Naturereignisse haben die Wälder seiner Heimat verheert, er hat Hunger und Noth gelitten in endlos langen Wintertagen, weil er keinen Vorrath gesammelt hatte, und die Noth hat in ihm den Gedanken geboren, die Früchte und die Thiere, die ihm die Natur auch einmal vorenthalten konnte, zu pflegen, zu züchten, zu sammeln und aufzuspeichern; und so wurde er Viehzüchter und Ackerbauer. Den Ueberfluß an Früchten, den der auf eigenem Grund und Boden sitzende Ackerbauer hatte, tauschte er dann gegen den Ueberfluß des Viehzüchters aus, und dadurch entstand der Handel und mit ihm wol auch der Streit und der Krieg! Und so, denke ich mir, fügte sich allmählich ein Stein an den andern. Es wird wol kein Culturvolk zu finden sein, in dessen Vorgeschichte nicht diese einzelnen, aus einander logisch zu folgernden Stufen sämmtlich nachzuweisen oder doch wenigstens als sicher anzunehmen wären. Und wird dies als eine Wahrheit zugegeben und damit angenommen, daß diese logische Entwickelung eine Nothwendigkeit war, so liegt der in der Erziehung des Negers bisher gemachte große Fehler klar zu Tage. Diese Erziehung, von außen eingreifend in seine Entwickelung, baute sich nicht folgerichtig auf und aus, als allmählich Werdendes, sondern wurde ihm, dem unzureichend Vorbereiteten, als fertiges Ganzes gebracht. Daß wir nordischen Völker, vielleicht in derselben ungemessenen Zeit, in diesem Werden und Wachsen dem Neger unendlich weit vorausgekommen sind, liegt eben wol darin begründet,

daß eine allzu gütig spendende Natur kaum geistige Entwickelung in ihm besonders anregte, da der Wald ihm sicherer seinen Tisch deckte als dem gegen ein rauheres Klima ankämpfenden Vorfahren der Culturmenschheit. Der Fehler liegt darin, daß dem Neger plötzlich eine Cultur gebracht werden sollte, welche er in seinem ungeübten Hirn gar nicht verstehen konnte und kann, deren Zweckmäßigkeit ihm nicht aus seiner eigenen Lebenserfahrung und Ueberlieferungsgeschichte einleuchten, sondern ihm nur durch Weckung von Begierden, Anregung und Misleitung seiner Nachahmungsfähigkeit, ohne innern Ausbau, als begehrlich dargestellt werden konnte. Er war noch kaum auf einer gewissen Stufe nomadenhaften Ackerbaues angelangt, da kam die hochgepriesene Civilisation, vertreten durch den Handel, wie der Culturmensch ihn treibt, zunächst in seiner schenßlichsten Form, als Sklavenhandel; da kam gleichzeitig die christliche Religion und predigte ihm die Erlösung, ihm, dem noch kein Gesetzgeber Moses erschienen war, ihm, der noch kaum einen Begriff des Erlösung heischenden Uebels hatte, und dem noch kein Prophet das Kommen des Königs der Könige geweissagt hatte! Was wunder denn, daß da Indigestionen die Folge waren und daß die Caricaturen entstanden, welche als landläufiges Bild des „Nigger"-Typus colportirt wurden.

Und einmal wurde sogar ein denkwürdiger Versuch gemacht, den Neger mit einer total unverdauten Cultur, die durch Zwang und Sklaverei „arbeitserzieherisch" auf den Heimatlosen in den Vereinigten Staaten gewirkt hatte, sich nun selbständig weiter entwickeln zu lassen! Der unglücklichste Beweis, welcher je als Probe auf die Wirkungen der „Civilisation" geführt werden konnte. Muß der Spott und Hohn über die bejammernswerthe Negerrepnblik Liberia nicht verstummen, wenn ihm entgegengehalten wird, daß ihre „freien Bürger" Leute waren, welche das Muß der Arbeit nur im äußerlichen Zwang gekannt hatten; daß dieser Zwang bei

ihrer philanthropischen Versetzung aus der Sklaverei Amerikas in die naturbegünstigten Zustände ihres Heimatserdtheils nun plötzlich fiel, und daß für diese Männer, Sklaven gewesene Männer, die mit der Freiheit nicht umzugehen wissen, eine Republik geschaffen wurde — die Staatsform, welche auch den civilisirtesten Völkern noch heute manche harte Nuß zu knacken gibt!

Uns aber sollte Liberia belehren, daß der Zwang Völker nicht erzieht und heranbildet, sondern verkrüppelt, sodaß sie, wenn einmal politische Verhältnisse diesen Zwang aufheben werden, ihre Glieder nicht zu gebrauchen verstehen. Den „kräftigen Beilhieben an dem rohen Klotz", welche Graf Joachim Pfeil in seinem gelegentlich des „Congresses zur Förderung überseeischer Interessen" (Berlin 1886) entwickelten Erziehungsplan empfahl, setze ich nach den Erfahrungen eines beinahe zehnjährigen Aufenthalts in Afrika, von welchen ich mehr als sechs Jahre der Erziehungsarbeit praktisch widmete, getrost das „weiche Mittel der Ueberredung und des Beispiels" entgegen![1] Will man weiter nichts, als zu eigenem mate-

[1] F. M. Zahn sagt in seiner Besprechung der Graf Pfeil'schen Vorschläge unter anderm: „Man könnte nichts Verkehrteres thun, als das Mittel des Beispiels, die Ueberredung, die innerliche Umgestaltung durch Zwang zu ersetzen. Wo hat denn der Zwang zur Arbeit erzogen? Man vergleiche doch den Bauer, der vom Hörigen stammt, mit dem, der von freien Aeltern herkommt, um zu erkennen, wie schwer die demoralisirenden Folgen der Gebundenheit zu tilgen sind. In Afrika kann man an dem freien Neger und dem frühern Sklaven denselben Schaden des Zwanges studiren. Und sind etwa die sechs Millionen befreiter Neger der Vereinigten Staaten in den Generationen ihres Sklavenlebens zur Arbeit erzogen? Erst seitdem sie befreit, fängt ihre Erziehung an. Es gibt keine für die Erziehung ungünstigere Situation, als die willkürlich auferlegten Zwanges." („Weser-Zeitung", Nr. 14338, 19. November 1886.) Ein ausgezeichneter Beobachter, Dr. W. Joest, sagt in einer Abhandlung über die Minahassa unter anderm: „Ich behaupte nur, daß Halbsklaverei oder Frondienste und christliche Bildung sich nicht miteinander vertragen." („Revue coloniale internationale", 1886, II, 122.) Und deutsche Cultivation in Afrika ohne Christenthum — das wäre doch wol ein Schwert ohne Griff!

riellen Gewinn Arbeitsleistung vom Neger, so mag man den Anschauungen der Gegenwart ins Gesicht schlagen, Zwang einführen, indem man einfach mit den Häuptlingen des Landes Arbeiterlieferungscontracte abschließt. Der Zweck wird damit erreicht, es ist das ja keine Sklaverei, zu welcher man doch wol nicht offen wird zurückkehren dürfen; und das Mittel wird so lange wirken, bis der Arbeitgeber selbst moralisch leidet und bis die Gezwungenen einfach desertiren und in anderm Landstrich ihre Hütte aufschlagen. Mich dünkt, es ist eine thatsächliche Unmöglichkeit, solchen Zwang auszuüben, weil wir in jenen Ländern nicht den nöthigen Hülfsapparat haben, um solchem Wollen Nachdruck zu verschaffen. Will man aber, daß die deutsche Colonisationspolitik den Charakter einer patriarchalisch wohlwollenden Schutzherrschaft trage, so wird den ausbeutenden Herrschaftsrechten gegenüber auch die erziehende Herrschaftspflicht zur Geltung kommen müssen. Es ist doch nicht der Zweck der deutschen Cultivation, durch Gründung von Unternehmen, welche, den Freien abschreckend, durch Zwangsmaßregeln in Betrieb gehalten werden, dem Heimatlande einen vorübergehenden Gewinn zu verschaffen, sondern in dem Erreichen dieses Einzelzweckes durch Erziehung des Freien zur Arbeit für sich selbst, deren Erträge dem Handel zuzuführen sind, ein dauerndes Culturwerk ins Leben zu rufen, dessen Fortbestand dem deutschen Volke unversiegbare Quellen der Wohlhabenheit sichert!

Wenn man den Neger nicht nur einfach als Arbeiter für sich gebrauchen will, sondern ihn zu eigener Bethätigung seiner mannichfachen Fähigkeiten in Selbstbestimmung erziehen will, so sollte man, wie ich bereits früher erwähnte, das Material, das sich in ihm bietet, zu erkennen und objectiv zu beurtheilen trachten. Wäre das von jeher geschehen, so wäre jener Fehler, den ich oben andeutete, daß wir den Neger Stufen überspringen ließen, die er in langsamem Werdegange mühsam zu erklimmen hatte, nicht gemacht worden und die Cultur

hätte bei diesen Wilden bessere Resultate zu verzeichnen gehabt.[1] Nicht der Handel, nicht die Mission allein, noch viel weniger nur diese Culturthätigkeiten in ihren bisher aufgetretenen Gegensätzlichkeiten durften dem Neger gebracht werden, sondern im Bunde mit ihnen, grundlegend, ausgleichend und für höheres Ziel vorbereitend, der tropische Ackerbau, die Plantagenwirthschaft.

Nachdem ich bereits einige Winke über die individuelle Behandlung des Negers gegeben habe und darauf hinwies, daß die auf diesem Wege gesammelte Erfahrung erst die Aufstellung eines „deutschen Cultursystems" ermöglichen wird, möchte ich hier doch bereits auf einige Punkte hinweisen, deren Ausführung nach meiner Ueberzeugung die Grundzüge jenes Systems bilden wird und welche nicht auf bloßer Speculation, sondern auf langjährigem Beobachten und Nachdenken beruhen.

Vor allen Dingen wird es Aufgabe sein müssen, bei den Eingeborenen unserer Schutzgebiete unsern Begriff des Eigenthums an Grund und Boden praktisch einzuführen! Derselbe ist dort noch nicht in dem Maße ausgestaltet, daß er culturelles Leben fördern könnte. Beim Neger gibt im allgemeinen die Arbeit das Recht vorübergehenden Eigenthums. Der Stamm, den er fällte, ist sein Eigenthum, weil er ihn fällte; der Waldboden, den er urbar machte, ist sein Besitz, weil er ihn durch seine Arbeit erwarb, und bleibt nur so lange in seinem Besitz, als er ihn durch seine Arbeit behauptet. Das liegt in seinem noch halb nomadisirenden Leben und begrün-

[1] Interessant mag hier folgender Satz aus den „Vertraulichen Mittheilungen vom preußischen Hofe und aus der preußischen Staatsverwaltung" (Berlin 1865) sein: „Und auch jetzt noch, nach beinahe 200 Jahren, ist, wie Reisende versichern, der Einfluß deutscher Gesinnung und Gesittung unter den Mohrenstämmen unverkennbar, in deren Mitte einst die brandenburgische Flagge geweht hat; sie sind weniger roh im Umgange, ehrlicher im Handel, sie tragen und betragen sich besser als die andern Stämme." Vgl. S. 177.

det auch die Thatsache, daß der Neger keinen Ersatz für den gefällten Ebenholzbaum pflanzt, weil er nicht weiß, wer ihn nach Menschenaltern einst fällen wird.[1] Nach irgendeinem, möglichst an das Althergebrachte und die Anschauungen und Ueberlieferungen sich anlehnenden Modus ist das Land unter die Dörfer und innerhalb dieser unter die einzelnen Familien zu vertheilen. Daß dies außerordentlich schwierig sein wird, verhehle ich mir nicht; aber es bleibt absolut nothwendig, wenn nicht die Regierung oder die mit Hoheitsrechten ausgestattete Gesellschaft Eigenthümerin des gesammten Landes in privatrechtlichem Sinne sein will. Einen solchen Modus ausfindig zu machen, muß der Rechtsgelehrsamkeit in Verbindung mit genauer Kenntniß der jetzigen Verhältnisse in unsern Colonien überlassen bleiben. Dieses Eigenthum wird dem Neger in seinem begrenzten Umfange, eben als sein Besitz, theuerer werden, er wird gezwungen sein, der Cultur desselben größere Aufmerksamkeit zu widmen, weil er auf dessen Erträge angewiesen ist, und er wird das um so leichter und wirkungsvoller thun, je mehr ihm die Pflanzungen des Europäers zeigen, was aus dem Boden gezogen werden kann. Er wird seßhaft werden, wo er vorher wol noch seinen Wohnsitz nach alter Sitte von Zeit zu Zeit verlegt hatte; die Ausnutzung der großen Wälder wird ihm verschlossen sein und seine Thätigkeit auf sein Eigenthum concentrirt werden. Die Pflanzenschätze desselben, die der Handel verlangt und deren Verkauf ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse verschafft, werden bald erschöpft sein und — er wird zum Ersatz dieser Naturgaben Culturen anlegen und Bäume pflanzen, weil ihm die Regierung Schutz des Eigenthums garantirt und die unsichern Zustände in seiner Heimat allmählich

[1] Wie oft hört man nicht als Beweis für die „Faulheit" des Negers anführen, daß er keine Roth- und Ebenholzbäume, keine Oelpalmen und Kautschuklianen pflanze. Wieder einmal ein Beweis dafür, daß nur eine genaue Kenntniß eines Volkes zu einem Urtheil über dasselbe berechtigt!

zu sichern sich gestalten. Der mit zunehmender Sicherheit intensiver werdende Handel wird bald keine Naturschätze oder nicht zur Genüge finden und tiefer in das Innere vordringen. Und hier wird er in den erschöpften Gebieten seine culturelle Macht erweisen, indem er den vertheuernden Zwischenhandel vermeidend, die Producte an ihrer Ursprungsstätte aufsucht, Straßen in einer Weise baut oder die von der Natur gebotenen so benutzt, daß seine Waaren nicht zu sehr mit Unkosten belastet werden, und schließlich den Eingeborenen in den Bezirken hinter ihm eine Menge Bedürfnisse eingepflanzt hat, die sie wohl oder übel — durch Arbeit befriedigen werden! Der Neger, der früher, ehe der Europäer in sein Land kam, sich selbst half, selbst seine Töpfe und Gefäße aus Thon fabricirte oder aus harten Hölzern schnitzte, der aus dem Eisenerz seine Waffen und Geräthe zu schmieden verstand, der aus selbstgesponnener Baumwolle in echten Farben gemusterte schmalstreifige Stoffe webte oder aus verschiedenartigen Bastfasern „Graszeng" und Matten herstellte, der seine Thonpfeife selbst formte — alle diese Fertigkeiten hat er längst verlernt und vergessen, weil ihm der Handel diese Erzeugnisse primitiver Industrie in glänzenderer, bestechenderer Form gegen ein Billiges lieferte. Aber er muß diese Bedürfnisse, die noch durch zahlreiche andere vermehrt wurden, auch dann noch befriedigen, wenn sein eigenes Land ihm nicht mehr ohne besondere Pflege Artikel zum Verkauf und Tausch liefert: er wird arbeiten, stetig arbeiten, entweder in den Pflanzungen des Weißen oder auf seinem eigenen Lande. Er wird um so mehr arbeiten müssen, als jetzt das Land allmählich sich wieder dichter bevölkern wird, da die Sklavenjagden vorbei und kriegerische Unruhen einer größern Ruhe und Sicherheit des Eigenthums und Lebens Platz gemacht haben, und allmählich wird eine Theilung der Arbeit eintreten zwischen Landbau und Handwerk. — Bildung von Grundeigenthum und Erleichterung für das Eindringen des Han-

dels in die Hinterländer: das halte ich für die beiden hauptsächlichsten Mittel, welche zum Ziele führen werden!

Die leichtere Zugänglichkeit des Innern für den Handel gibt auch die Handhabe, den vielbesprochenen und von vielen Seiten nach meiner Ueberzeugung mit Recht bekämpften Branntweinhandel in seiner Ausdehnung zu beschränken. Daß die Einführung von europäischen Spirituosen wilden oder uncultivirten Völkern *nichts nützt*, das wird wol niemand bestreiten können, selbst derjenige nicht, der den Muth hat zu behaupten, *sie schade nicht*. Wozu „Nichtsnutziges" einbürgern, warum die Begehrlichkeit der Eingeborenen nicht nach *bessern* Dingen anregen, als gerade nach — Schnaps, dessen Verbrauch wir doch daheim zu bekämpfen suchen? Daß es ohne Alkohol geht, das zu beweisen bedarf es eines allerdings sehr schwer zu bewerkstelligenden Uebereinkommens zwischen allen Handelsvölkern, wie ja neuerdings noch die Vereinigten Staaten den von andern Mächten ausgehenden Vorschlag, Spirituosen- und Waffeneinfuhr in den Südseeinseln zu sperren, nicht annahmen. Warum sollte aber das Deutsche Reich, ebenso wie es diese Sperre für die Gebiete der Neuguinea-Compagnie erlassen hat, nicht innerhalb seiner afrikanischen Besitzungen ein ähnliches Verbot einführen können? Die Völker im tiefern Innern, welche der europäische Handel noch aufsuchen wird, sind mit dem Branntwein noch wenig bekannt, weil Schwierigkeit des Transports sein tieferes Eindringen verhinderten. Sollte man es nun nicht für klüger halten, sie mit diesem Uebel gar nicht erst vertraut zu machen? Die in Gabun eintreffenden Fan begehren thatsächlich keinen Rum, und auch in alten Handelsgebieten kann dem Verbrauch gesteuert werden, wenn im Tauschhandel der Rum nur einen kleinen Bruchtheil der zu zahlenden Waaren ausmachte. Ich selbst habe thatsächlich bei Kaufzahlungen stets nur den fünften Theil in Rum gegeben, behielt aber trotz allen Grollens immer meine alten Lieferanten und Kunden.

Zunächst wird der Europäer den Hauptwerth auf seine eigene Plantage legen, um zu erwerben und gleichzeitig auf den Eingeborenen beispielgebend zu wirken. Falls die Arbeitslust der Localeingeborenen zuverlässige und gleichmäßige Leistungen vorderhand noch nicht erzielen läßt, sind fremde Arbeiter einzuführen. An der Westküste von Afrika findet man überall Neger von Liberia — d. h. Eingeborene von dort, nicht die dorthin verpflanzten Befreiten aus den Vereinigten Staaten — besonders Krulente, Angehörige der Vai- und Bassastämme, auch von den südlicher lebenden Kabindaleuten als Arbeiter verbreitet, welche meist auf ein Jahr engagirt sind und nach Ablauf dieser Zeit in ihre Heimat zurückbefördert werden. Im Osten, besonders in einiger Entfernung von der Küste werden sich vielleicht Sansibariten und Angehörige südlicher Stämme bereit finden lassen, auf bestimmte Zeit in den Dienst des Europäers zu treten. Bei näherer Bekanntschaft mit den Bewohnern des Innern, und überhaupt mit der gründlichern Durchforschung des Continents wird man vielleicht noch mit mehr Völkern bekannt werden, welche von vornherein besseres Material für Plantagenarbeit liefern, wie z. B. nach meinem Dafürhalten im Westen der Stamm der energischen und körperlich vorzüglich entwickelten Mpangwe (Famfam, Fan, Pahouins) in Zukunft eine hervorragende Rolle spielen dürfte. Diese fremd eingeführten Männer — vielleicht von zwei verschiedenen Stämmen nach dem Worte: Divide et impera, wobei aber andererseits auch oft unangenehme Reibereien entstehen — müssen, wenn es möglich zu machen ist, ihre Frauen mitbringen. Man wird in den Frauen zu etwa besonders arbeitsreichen Zeiten eine willkommene Hülfe haben, besonders auch weil sie ja einzelne Arbeiten des afrikanischen Ackerbaues häufiger als der Mann betreiben, und für leichtere Verrichtungen, z. B. die Ernte u. s. w., billiger zu verwenden sind. Allerdings kommt dabei in Frage, welche Stellung die Frau bei den Localeingeborenen, auf die

doch eingewirkt und in Zukunft gerechnet werden muß, einnimmt, damit denselben nicht etwa Arbeiten verächtlich erscheinen, weil Frauen sie verrichten. Ein fernerer Vortheil, welcher gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, liegt aber noch darin, daß die fremden Arbeiter viel seltener Zwistigkeiten mit den Eingeborenen haben werden, denn bei solchen kann man fast immer mit Sicherheit darauf schließen, daß irgendeine Beziehung zwischen den Fremden und den Frauen der Eingeborenen die Veranlassung zum Streit gab. Der eingeführte Arbeiter steht dem Landeseingeborenen fremd und isolirt gegenüber, schon wegen Unterschieden in Sprache, Sitten und Gebräuchen: er fühlt sich fremd, und schon deshalb wird er sich mehr an seinen weißen Herrn anschließen und besser arbeiten, als es der Bewohner des Gebiets von vornherein im Bewußtsein seiner größern Unabhängigkeit thun würde. Wie wir das ja nicht selten auch in der civilisirten Welt beobachten können, ist bei der Menge der fremde Arbeiter nicht sonderlich beachtet und geschätzt; erst seine zunehmenden Leistungen, seine steigende Wohlhabenheit erregen zunächst den Neid und später die concurrirende Arbeitslust bei den Einheimischen. Und da ich beobachtet habe, daß diese Erscheinung ebenso auch bei den Negern hervortritt, so halte ich die vorläufige Beschäftigung fremder Arbeiter für ein weiteres erzieherisches Mittel bezüglich der Landeseingeborenen.

Der fremd eingeführte Arbeiter bedarf nur steter Aufsicht und einer Behandlung, bei welcher die früher angeführten Gesichtspunkte über den Umgang mit Negern zur Geltung kommen. Neben der Anerkennung und der Achtung, welche man dem tüchtigen Arbeiter zollt und welche auf die Einheimischen wirkt, darf dabei auch die Strenge nicht unberücksichtigt bleiben, und unverbesserliche Faulenzer oder Störenfriede sind ohne Bezahlung baldmöglichst in ihre Heimat zu befördern. Die praktische Erfahrung wird da noch manche Mittel ausweisen, um diese Leute auch ohne häufige Anwen-

dung von Gewalt und Strafen in ersprießlicher Thätigkeit zu erhalten; ich selbst kann über die Leistungen, welche die Vai- und Bassaleute in der Pflanzung bei Gabun lieferten, nicht klagen, wenn ich auch tausendfältige Unannehmlichkeiten in den Kauf nehmen mußte, welche ihren Urgrund, wie erwähnt, fast stets in dem leidigen: où est la femme? hatten.

Lebt man trotz aller an sie gestellter, berechtigter und entsprechend vergüteter Anforderungen mit seinen Leuten so in Frieden, so werden sich dann bald, schon aus reiner Neugier, oder vielleicht getrieben durch das momentane Bedürfniß, Geld zu erlangen, einzelne Einheimische freiwillig zur Arbeit einfinden, und zwar um so mehr, je mehr inzwischen der Europäer das Vertrauen der Bevölkerung durch harmlosen, gerechten Verkehr mit ihr und den einflußreichen Häuptlingen derselben gewonnen hat. Dem Pflanzer wird dies viel eher gelingen als dem Kaufmann. Man sollte die Localeingeborenen, abgesehen vielleicht von den allerersten Fällen, nicht als Tagelöhner, sondern nur im Wochen- oder Monatsengagement annehmen, weil man dann auch in den Augen der unbetheiligten Eingeborenen ein Recht hat, Leute, die etwa nach dem ersten Anlauf säumig oder faul werden, zu bestrafen. Vorsicht ist dabei natürlich von nöthen, damit solche Vorfälle die übrigen nicht sofort abschrecken, und man sollte dabei immer die Sitten und Anschauungen des Landes im Auge behalten; wesentlichen Nutzen wird es bringen, wenn der Europäer mit tüchtigen Häuptlingen und angesehenern Eingeborenen in guter Fühlung bleibt, sie durch sein Vertrauen auszeichnend um Rath fragt. Er hebt dadurch ihr Ansehen, und das kann ihm sehr willkommen werden und seine Aufgaben erleichtern. Zur Erfüllung derselben gehört vor allen Dingen: Geduld, viel Geduld, unendliche Geduld! Die Eingeborenen werden immer wieder fortgehen und längere Zeit fortbleiben, aber wenn richtig behandelt, auch immer wiederkommen; und der Einsichtsvolle, der den Zweck der Er-

ziehung des Negers zur Arbeit im Auge behält, wird sich weder durch Mißerfolge abschrecken lassen, noch selbst sich scheuen, kleine Verluste, die durch anfänglich geringere Arbeitsleistung der Eingeborenen gegenüber derjenigen der Fremden entstehen mögen, zu verschmerzen. Auch hier ist das Ehrgefühl eine gute Waffe; wird der Einheimische zuerst mit den leichtesten Arbeiten beschäftigt, welche entsprechend geringer bezahlt werden, so wird ihn bald seine Eifersucht nach Arbeit verlangen lassen, wie sie die Fremden leisten. Er muß vor allem dahin gebracht werden, daß er einsieht, man bezahle ihm nicht die Zeit, sondern die Arbeitsleistung während dieser Zeit. Im Laufe der Jahre wird er recht gut verstehen, wenn ihm gesagt wird: je höher deine Leistung, desto höher der Lohn; nicht deine Person, sondern deine Arbeit bezahle ich; ist sie gut, so bezahle ich gut, denn wir treiben Handel miteinander; gerade wie ich dir für einen guten Elefantenzahn mehr bezahle als für einen geringern.

Ebenso bewerthe man die Arbeit der Fremden gut und gerecht, um, wenn nöthig, immer wieder tüchtigen Ersatz der nach Jahresfrist in ihre Heimat zurückkehrenden Leute zu erhalten. Diese Gerechtigkeit und die materielle Anerkennung hervorragender Leistungen wird zur Folge haben, daß nach einigen Jahren nur noch tüchtige und fleißige Arbeiter kommen. Ich selbst habe unter dem ziemlich großen Arbeiterbestande der von mir geleiteten Pflanzung manche Leute gehabt, welche für ihre tüchtigen Leistungen und besonders zuverlässige Führung einen für dortige Verhältnisse hohen Lohn bekamen und nach Ablauf ihres Jahres nur heimkehrten, um nach einigen Monaten immer wieder bei mir einzutreten. Mit solchen Leuten zu arbeiten, ist ein Vergnügen, und ihr Einfluß auf die übrigen ist ein großer. Der Einheimische wird die „reichen Schätze", welche die Fremden als Löhnung erhalten, bald mit Neid aus seinem Lande ziehen sehen, und im steten Verkehr mit ihm wird der Europäer immer wieder anregend darauf hinweisen

können, daß die als Bezahlung fortgehenden Waaren ja recht gut im Lande bleiben könnten und würden, falls er, der Eingeborene, sich dazu verstände, dieselbe Arbeit zu leisten, wie der Fremde. Hier wird der beim Neger ganz entschieden ausgeprägte Nachahmungs- und Erwerbssinn mitsprechen, und hier hat der Handel seine Hebel einzusetzen. „Nur unser Bedürfniß zwingt uns zu arbeiten, und so ist es beim Afrikaner auch. Eine verständige Erziehung hat nur dafür zu sorgen, daß er mehr und bessere Bedürfnisse bekommt, dann wird er auch mehr Drang zur Arbeit haben.“[1] Die Vereinigung des Plantagenbaues, des Handels und praktischer Mission ist hier nöthig, um stetige Arbeit zu erzielen, den Eingeborenen zu freier Arbeit zu erziehen. Welche Rolle dabei dem Handel zukommt, habe ich bereits erwähnt.[2] In demselben Maße, in welchem der Handel seine Pflicht thut, die Idee des Eigenthums an Grund und Boden in die Praxis übertragen wird und die Sicherheit der Zustände die Bevölkerung vermehrt, werden die Leistungen größere und allgemeinere werden und verbilligt sein. Die von Eingeborenen gethane Arbeit ist aus dem Grunde mit weniger Unkosten verknüpft, weil derselbe nicht, wie vielfach der fremde Arbeiter, eingeführte Nahrungsmittel verlangt, sondern mit seiner gewöhnlichen, billiger erzeugten Landeskost zufrieden ist[3], und weil hier die Reisekosten fortfallen, welche die Arbeit des fremden Negers vertheuern.

Nun wird es nicht nur darauf ankommen dürfen, aus den Eingeborenen Arbeiter für die Plantage des Weißen heranzuziehen, sondern das Ziel sehe ich erst darin, daß der Eingeborene veranlaßt wird, in *eigenen* Pflanzungen zu arbeiten und deren Erträge dem Handel zuzuführen, weshalb auch der Handel die Pflicht empfinden sollte, sich anregend an der

---

[1] Vgl. F. M. Zahn, „Weser-Zeitung“, Nr. 14338, 19. November 1886.
[2] Vgl. S. 129.
[3] Vgl. S. 69.

Lösung dieser Aufgaben, befruchtend und nicht nur plündernd, zu betheiligen. Die kleinen eingeborenen Pflanzer werden dem Handel Producte zuführen, und sie werden demselben Waaren in gleichwachsendem Maße abnehmen, in welchem ihre Production steigt. Es wird nicht schwer fallen, diesen und jenen guten Arbeiter zu bewegen, die Arbeit, die er bisher gegen Bezahlung geleistet, für sich selbst zu verwenden. Man wird dies fördern, indem man ihm anfangs Hülfe leistet und mit ihm ermunternde Preise über die Ernte verabredet. Man wird mit Erfolg Prämien aussetzen können für bestimmte Culturen, und von einschneidender Bedeutung ist es, dem Intelligentern nachzuweisen, daß zu der Anlage einer Pflanzung genau nur dieselbe Arbeit nöthig sei wie zur Anlage der Mais-, Erdnuß-, Maniocfelder, die die Nahrungsmittel liefern; daß aber der Ertrag der Pflanzung bei *stetiger Arbeit* und Pflege ein größerer sei als der seines Feldes, und vor allem je nach der Art der cultivirten Pflanzen, wie z. B. Cacao, Kaffee, Thee u. s. w., ihm eine ganze Reihe von Jahren auf demselben in Cultur zu haltenden Bodenstück Erträge liefern, während er von seinem Maisfelde nur einmal erntet und es dann, weil er es nicht gegen Unkraut schützt, liegen läßt. Praktisch wird es allerdings sein, weil man dadurch der kindlichen Ungeduld des Negers Rechnung trägt, ihn zunächst zu *einjährigen Culturen* zu bewegen, und besonders von einheimischen Werthpflanzen, denn es liegt auf der Hand, daß er die Cultur ihm fremder und ausdauernder Gewächse viel später dem damit vorangegangenen Europäer nachahmen wird als die Cultur einheimischer, kurzlebiger Pflanzen, deren Lebenserscheinungen er kennt, mit deren Ertragsfähigkeit er vertraut ist. Die Versuchsplantage, der ich das Wort redete, kann in dieser Beziehung von großem Werth sein. Die Erträge seiner Pflanzung wird der Eingeborene am besten in frischem Erntezustande an den europäischen Pflanzer oder Händler verkaufen, welcher die etwa nöthige maschinelle Behandlung selbst besorgen läßt,

weil davon die gleichartige Qualität größerer Massen preisbestimmend abhängt.

Wie im ganzen bei der Entwickelung deutscher Culturarbeit in Afrika nicht mit kurzen Jahresreihen gerechnet werden darf, um von Erfolgen reden zu können, so ist auch in unserm Falle ganz besonders zu rathen, daß man Geduld habe und übe, sich nach den erwähnten Grundsätzen in dem Umgange mit den Eingeborenen richte — dann wird man zum Ziele gelangen! In vollem Maße nicht in einem Menschenalter, vielleicht erst nach mehrern, consequent zu leitenden Generationen. Sind wir das, was wir jetzt sind, doch auch nicht in einem Jahrhundert geworden![1]

Ich glaube in dem bisher Gesagten den besten und zuverlässigsten Weg angedeutet zu haben, auf welchem deutsche Culturarbeit ihr Ziel in Afrika erreichen wird. Selbst auch dann, wenn weiter vorgeschrittene Erfahrungen ein „deutsches Culturſystem" entwickelt haben werden, wird es sich nach meiner Ueberzeugung auf diesem Wege halten und als Weiser: beispiellose Geduld und geduldiges Beispiel benutzen müssen, unserm Volke zum Ruhme, weil es so auch nicht den Schatten eines Makels auf das Schild seiner colonisatorischen Ehre bringt.

Wer meine Erörterungen über den bisherigen Gang der Cultur bei den Afrikanern aufmerksam las, wird sich durch bisherigen Nichterfolg der Civilisation nicht entmuthigen lassen, sondern hülfreich an der Forträumung der Schäden mitarbeiten. Eine glänzende Reihe von Forschern, welche den Neger eingehend studirten, stellen ihm das Zeugniß aus, daß er civilisirbar sei,

---

[1] In einer Notiz der Weser-Zeitung" (Nr. 14624 vom 5. September 1887) über die diesjährigen Verhandlungen der British Association zu Manchester bezüglich der Kongostaat-Angelegenheit finde ich die Angabe seitens des belgischen Kongobeamten Kapitän Coquilhat, daß „man froh sein könne, wenn die Civilisation der Neger in hundert Jahren zum guten Abschluß gebracht worden sein würde!" Es ist wirklich schwer, sich der Satire zu enthalten.

so Colberry, Meredith, Kölle, Davis, Hutton, Tams, Hecquard, Cruickshank, Raffenel, Baikie, Magyar, Barth, Livingstone, Nachtigal, Rohlfs, Hartmann, Schweinfurth, Güßfeldt, Falkenstein, Hübbe-Schleiden, Stanley, Griffith, Zöller u. a. m.[1] Der in letzter Zeit vielgenannte Emin-Pascha fällt in einem Briefe[2] folgendes Urtheil, welches um so beherzigenswerther und Beachtung erheischend scheint, weil dieser Gelehrte während acht langer Jahre den Charakter und die Fähigkeit der Neger in den verschiedensten oft sehr schwierigen Verhältnissen prüfen konnte: „Hat je in mir ein Atom von Zweifel bestanden an der Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der Neger, so hat diese Zeit den glänzendsten Beweis für deren Rechtfertigung geliefert und mich gelehrt, daß die schwarze Rasse an Befähigung keiner andern nachstehe, an Selbstlosigkeit aber viele andere übertreffe!" Meine eigenen Worte, welche ich vor Jahren in meinem Reisewerke „Aus West-Afrika"[3] äußerte: „Meine persönliche Ansicht, die ich während meines zweiundeinhalbjährigen Aufenthalts in Afrika geschöpft habe, steht allerdings fest; ich halte dafür, daß die Negerrasse nicht specifisch schlechter oder niedriger organisirt ist als die weiße, und daß der Neger nicht blos abgerichtet, sondern wirklich erzogen und gebildet werden kann!" — diese Worte unterschreibe ich noch heute, nachdem ich manches Jahr länger Gelegenheit hatte, mich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Wie er zu erziehen sei? Auf der Lösung dieser Frage beruht das dauernde Gedeihen deutscher Arbeit in Afrika. Aber nicht durch Zwangsmaßregeln! Ist Erziehung nicht Befreiung von Uncultur und Aberglauben, Entwickelung zu freier Selbstbestimmung? Wenn! wie kann man dann Unfreiheit als Erziehungsmittel anwenden wollen?

[1] Nach Dr. W. Schneider, Die Naturvölker (Paderborn und Münster 1885), II, 169.

[2] „Petermann's Mittheilungen", 1886, November.

[3] Leipzig 1879, I, 153.

Sechstes Kapitel.

Producte der Gegenwart und Zukunft.

Wichtiger vielleicht noch als der Erwerb neuer Consumtionsgebiete für unsere inländische Industrie ist die Eröffnung neuer Productionsgebiete für das deutsche Kapital. Hübbe-Schleiden.

Die heutige Ausfuhr aus den deutschen Coloniegebieten beschränkt sich nur auf eine geringe Zahl von Gegenständen. Es würde voreilig sein, wollte man daraus folgern, daß diese Länder nicht noch andere Artikel besitzen, welche der Ausfuhr werth wären. Ich habe bereits dargethan, daß der Handel, welcher bis heute die Ausbeutung des tropischen Afrika allein in der Hand hatte, zunächst nur die offener zu Tage liegenden Producte berücksichtigte und sich im allgemeinen darauf beschränkte, nur nach solchen Naturerzeugnissen zu suchen, welche seit alten Zeiten aus andern Handelscolonialländern als werthvoll ausgeführt wurden; über der Umschau nach diesen unterließ er es, nach etwa neuen Dingen zu suchen. Britisch-Indien war ursprünglich eine Handelscolonie und hat sich erst zu einer Plantagencolonie entwickelt. Im Laufe dieser Entwickelung sind aber noch manche Naturproducte entdeckt worden, welche der ursprüngliche Handel nicht kannte, jetzt aber gewinnbringend ausführt. Dasselbe werden wir, glaube ich, auch in Afrika beobachten können, und deshalb bin ich von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der naturwissenschaftlichen Untersuchung jener Länder durch technisch und wissenschaftlich

gebildete Kräfte überzeugt. Schon ein Studium der noch unvollkommenen „Flora of tropical Africa“ von Oliver gibt dem Forscher, der sein Wissen in den Dienst des praktischen Lebens stellt, manchen Fingerzeig, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in deutsch-afrikanischen Wäldern noch Producte gefunden werden, welche in der einfachen Ausbeutung durch Handel Gewinn bringen; ganz bestimmt ist aber, daß manche einheimische Gewächse, welche bisher unbeachtet in Steppe und Urwald wucherten, in Culturen gesammelt und gepflegt, große und werthvolle Erträge liefern werden. Die Wissenschaft kann nur nachweisen: diese Pflanze enthält nützliche und daheim begehrte Stoffe; die Praxis hat (in Versuchsplantagen) den Nachweis zu führen, ob die Verwerthung dieser Stoffe den Unkosten einer Cultur gegenüber rentabel ist oder nicht. Diese Praxis wird aber auf dieselbe Weise darthun können, ob nicht die Einführung von Culturen fremdländischer Gewächse größern Gewinn sichert.

Betrachten wir nun einmal die gegenwärtigen Handelsproducte unserer deutschen Herrschaftsgebiete in Afrika, soweit sie botanischer Herkunft sind; weiterhin das Material, welches die afrikanische Flora noch für commerzielle Ausbeutung durch Cultivation liefern könnte, und schließlich schätzbare Erzeugnisse anderer Colonien, die eines Culturversuchs in Deutsch-Afrika werth erscheinen. Diese Betrachtungen können selbstverständlich keinen Anspruch auf umfassende Vollständigkeit machen — schon die Lücken in unserer Kenntniß der tropisch-afrikanischen Flora würde das verbieten — überdies beabsichtige ich hier, wie mit der vorliegenden Schrift überhaupt, nur anzuregen.

Gegenwärtig ausgeführte Pflanzenproducte.

a. Sammelproducte.

Den ersten Rang nimmt wol das Palmöl ein, mit den Palmkernen von der afrikanischen Oelpalme, Elaëis guineensis *Jacq.*, gewonnen. Das Verbreitungsgebiet derselben ist

ein sehr großes, mehr auf offene und waldärmere Landschaften der westlichen Theile des tropischen Afrika vom französischen Senegambien im Norden bis zum portugiesischen Mossamedes im Süden beschränkt. Schweinfurth fand sie im Mombuttulande, während Grant sie auf seiner Kairo-Sansibarreise nicht erwähnt. Livingstone jedoch führt sie auf der Sansibarinsel Pemba, am Tanganjika und Njassasee wachsend an und erzählt von Fruchtzapfen, an welchen ein kräftiger Mann schwer zu tragen habe, ja sogar von solchen, die von zwei Männern getragen werden mußten.[1] Die Erträge werden verschieden angegeben: Dr. Pechuël-Loesche hält in seinem „Congoland"[2] etwa 330—340 Palmen für die Production einer Tonne Palmöl und $1^1/_3$ Tonne Kerne nöthig, wobei er drei bis vier Fruchtbündel als Jahresernte der Palme zählt; Alfred Moloney, Gouverneur von Lagos, rechnet auf eine Tonne Palmöl 6000 Fruchtbündel.[3] Das Palmöl und die Palmkerne werden zu Fetten für Seifen- und Lichtfabrikation verarbeitet; die nach dem Auspressen zurückbleibenden Rückstände zu Oelkuchen, welche als Futter für Milchvieh und Pferde sehr geschätzt sind.

Ein anderer wichtiger Exportartikel ist Kautschuk oder Gummi elasticum, dessen Werth und Verwendung allgemein bekannt sein dürfte. Es wird aus dem Milchsaft verschiedener Pflanzen aus den Familien der Urticeae und Apocyneae gewonnen, welche die heißen Breiten als Waldbäume oder meistens als Lianen bewohnen. Am weitesten verbreitet über Centralafrika scheinen aus letztgenannter Familie die Landolphien zu sein, von welchen Landolphia florida *Bth.* am häufigsten als Quelle genannt wird, dann die L. owariensis *Beauv.* und die

[1] Vgl. auch H. Soyaux, Aus West-Afrika, I, 198.

[2] Vgl. „Congaland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Congounternehmen. II. Unterguinea und Congostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet" (Jena 1887), S. 264.

[3] Vgl. „Sketch of the forestry of West Africa" (London 1887), S. 43.

von Mann an der Corisco-Bai aufgefundene L. Mannii; zu derselben Familie gehören auch die viel zu beobachtenden Tabernaemontana-Arten, welche als T. crassa *Bth.* einen Theil des Oberguinea-Kautschuk liefert. Ebenfalls in Oberguinea wird eine Ficus (Urticeae) als Kautschuk liefernde Pflanze genannt. Die Landolphien zusammen mit der Tabernaemontana bewohnen oft gleichzeitig dasselbe Gebiet, und es bleibt noch festzustellen, ob die Milchsäfte der verschiedenen Gewächse gemischt das Kautschuk liefern, oder ob die einzelnen Handelssorten, die im Werth verschieden sind, von bestimmten Arten herkommen. Während ich in Loango die Landolphia florida meinem Herbarium einverleibte, welche als Hauptquelle auch des Gabun- und Kamerun-Kautschuks angeführt wird, wurde mir in Gabun nur eine lilablütige Apocynacee als Kautschukliane bezeichnet, welche mit der Landolphia florida nicht identisch ist. Daß das afrikanische Gummi elasticum meistens niedriger bewerthet wird als Handelssorten anderer Herkunft, liegt gewiß zum großen Theil an der mangelhaften Herstellungsweise, die sich nicht scheut, die Quantität durch die Mischung verschiedener Säfte und Zufügung sogar fremder Körper auf Kosten der Qualität zu vergrößern.

Ein drittes werthvolles Colonialproduct ist Ebenholz, über dessen Muttergewächse ebenfalls noch Unklarheit zu herrschen scheint. Die Verbreitung der als solche angegebenen Bäume (Diospyros mespiliformis *Hochst.* und dendo *Welw.*, Euclea pseudoebenus und lanceolata *E. Mey.* sowie die Maba Mualala *Welw.* und buxifolia *Pers.*) erstreckt sich ebenfalls über ganz Centralafrika vom Indischen bis zum Atlantischen Ocean. Da die Eingeborenen in den Küstenregionen alle Ebenbäume des werthvollen Holzes wegen ausrotteten, ohne für Nachwuchs zu sorgen, ist es dem Sammler, der nicht tiefer in das Innere des Continents einzudringen vermag, sehr schwer geworden, hinter die Originalpflanzen des Ebenholzes in bestimmten Bezirken zu kommen, noch weniger die Wachs-

thumsbedingungen und das Alter der verwerthbaren Bäume kennen zu lernen.

Ein viel ausgeführtes, und nachdem die chemische Darstellung von Farbstoffen so große Fortschritte machte, jetzt minder werthvolles Colonialproduct ist das Rothholz, zum Färben benutzt. Es wird von Bäumen aus der Familie der Papilionaceae gewonnen, ist aber, ebenso wie das Ebenholz, in seiner Abstammung noch nicht genügend festgestellt. Das gewöhnliche Rothholz, von den Engländern Barwood oder Redwood genannt und von der Westküste ausgeführt, wird soviel bisher bekannt aus den mächtigen Stämmen einiger Pterocarpus-Arten geschlagen; gewöhnlich führt man Pt. tinctorius *Welw. mss.* als Ursprung an, während wol ein großer, wenn nicht der größte Theil dieses Farbholzes von Pt. erinaceus *Poir.* gewonnen wird, welcher sowol in Ober- als Unterguinea viel verbreitet ist. In meinem eigenen Herbarium von Gabun befindet sich eine wahrscheinlich neue Art von Pterocarpus, welcher hier wenigstens einen Theil des Rothholzes liefert. Vielfach wird ein anderes werthvolleres Holz von hellerer, edlerer Farbe, das Camholz (camwood) mit dem Rothholz zusammen genannt, hat aber mit Pterocarpus nichts gemein, sondern stammt von Baphia-Arten — B. nidita *Afzel.* und pubescens *Hook. f.* (= B. laurifolia *Baillon*). Diese werthvollern Bäume scheinen auf Oberguinea bis nach Fernando Po beschränkt, sodaß man ihr Vorkommen wol auch in Kamerun und Togoland voraussetzen darf. Oliver's erwähnte „Flora" nennt Sierra Leone als Hauptausfuhrplatz für Camholz, ebenso wird es auch in Liberia verschifft, wo es die intelligenten Vaneger sogar anpflanzen. Im Gabungebiet sammelte ich nur eine B. angolensis *Welw. mss.* genannte Art in geringen Stammstärken; es gelang mir nicht, das Camholz, welches vom Handel begehrt wird, aufzufinden. Im Osten des Continents scheinen Rothhölzer gar nicht vorzukommen, wenigstens sind sie in den Ausfuhrlisten, in welchen

Ebenholz genannt wird, nicht aufgeführt, falls sie nicht in der Rubrik „andere fremde Nutzhölzer" enthalten sind.

Ebenso wenig im Klaren sind wir über die Herkunft des halbfossilen Kopalharzes, welches besonders in seinen bessern farbigen Qualitäten unter der Erdoberfläche gefunden wird und einen werthvollen Artikel für Lack- und Firnisfabrikation liefert. Eine Ausfuhr findet an der ganzen Westküste und auch von den Küsten des Indischen Oceans statt, jedoch kennt man bisher erst die Copaifera Guibourtiana *Bth.* vom westlichen Oberguinea (Sierra Leone), die C. Gorskiana *Bth.* im Osten (Mozambique) und eine der D. thurifera *Bennet* nahestehende Daniella-Art, welche das Kopalharz von Accra liefert. Es ist nicht festgestellt, ob von diesen Bäumen auch das Kopalharz der andern Ausfuhrgebiete herstammt.

Als weiteres werthvolles Ausfuhrproduct des tropischen Afrika ist noch Orseille zu nennen, welches für Farbenfabrikation und Drogueriezwecke geschätzt ist. An der Oberguineaküste bildet die Rocella tinctoria die Stammpflanze, und besonders verbreitet im Süden in den Küstengebieten der portugiesischen Colonien ist Rocella fuciformis *Ach.*, wo sie — eine Flechte — in großen Massen auf der Rinde der Bäume wuchert. Welwitsch bemerkt in seinen „Apontamentos phytogeographicos sobre a Flora da Provincia de Angola"[1], daß die Orseilleflechte sich nur auf einen 15—20 portugiesische Meilen breiten Küstenstreifen beschränke, und empfiehlt deshalb, Maßregeln für Schonung der Bäume zu treffen. Während mir eine Ausfuhr dieses Naturproducts aus unsern westafrikanischen Besitzungen nicht bekannt ist, wird aus Ostafrika eine bedeutendere Menge bezogen; die hamburger Handelsstatistik gibt für 1886 eine Einfuhr von 526800 Kilogramm im Werthe von 416570 Mark aus Afrika am Indischen Meere

[1] Vgl. „Annaes do Conselho Ultramarino; parte não official", Serie I, December 1858, S. 535.

an. Hier bilden auch die beiden genannten Rocella-Arten die Stammpflanzen der Orseille.

Als letztes nicht unwesentliches Sammelproduct führe ich noch die Kolanuß auf, welche ihres Coffein- und Theobromingehalts wegen Beachtung erheischt. Werden auch die Früchte von verschiedenen Sterculiaceen Kolanüße genannt, so ist doch die Cola acuminata *R. Br.* der Hauptquellbaum, welcher von Sierra Leone an bis hinüber in die portugiesischen Colonien nördlich des deutschen Südwestafrika verbreitet ist und auch von Schweinfurth im Mombuttulande aufgefunden wurde. Im Osten finde ich in den mir zugänglichen Quellen keine Ausfuhrangaben und auch keinen Fundort für Cola acuminata verzeichnet, wol aber für zwei andere verwandte Arten C. clavata *Mast.* und C. quinqueloba *Garcke*; es scheint also das Verbreitungsgebiet der Kolanuß mit dem der Oelpalme ziemlich genau zusammenzutreffen. Der Hauptverbrauch der Kolanuß beschränkt sich allerdings auf Afrika selbst, wo eine sehr rege Einfuhr, die sich in ansehnlichen Summen bewegt, in den kolaärmern und besonders von Mohammedanern bewohnten Gebieten stattfindet. Die Versuche, die Kolanuß in Europa als Handelsartikel einzubürgern, um hier ihre werthvollen Bestandtheile zu verarbeiten, sind immer noch Versuche geblieben, weil die Präparation der frischen Früchte auf Schwierigkeiten stößt und dieselben schnell verderben. Kolanüsse, welche gelegentlich der Generalversammlung des Deutschen Colonialvereins in Dresden ausgestellt waren, waren vermodert und hatten nichts von dem würzigen Geschmack der Früchte in ihrer Heimat.

b. Cultivationsproducte.

Als Tropenkosmopolit gedeiht die Erdnuß (Arachis hypogaea *L.*) auch in Afrika, von wo sie sowol aus den östlichen wie westlichen Häfen in ziemlich bedeutenden Mengen verschifft wird. Die Arachis stammt wahrscheinlich aus Brasilien, wo allein noch die übrigen sechs Arten dieser Gattung

heimisch sind. Als Nähr- und Nutzpflanze hat sie jedoch ihren Umzug über die ganze Tropenwelt gehalten und wird allenthalben ihres feinen Nußöls wegen hochgeschätzt. Die hauptsächlichste Verwendung findet die Erdnuß in Frankreich, Deutschland und Holland und zwar als Ersatz für Olivenöl, zur Mischung mit demselben, als säurefreies Maschinenöl, zur Butterinfabrikation u. s. w. Die Rückstände sind ebenso wie diejenigen der Oelpalmenfrüchte als Oelkuchen für Viehfütterung bekannt und gesucht. Die Cultur ist eine leichte und bei gutem Boden erntereiche; in europäischen Plantagen wird sie deshalb eine Rolle spielen können, weil sie als Vorfrucht und Deckfrucht gute Dienste leisten möchte und ihr kleeartiges Kraut als Viehfutter Werth hat. Die westafrikanische Ausfuhr scheint sich seit einer längern Reihe von Jahren ziemlich gleich geblieben zu sein, wenn die Einfuhr auf dem Hauptabsatzmarkt dieses Artikels, Marseille, maßgebend ist; während aber Indien vor etwa zehn Jahren nur den vierten Theil der westafrikanischen Ausfuhr nach diesem Stapelplatz schickte, hat es jetzt die westafrikanische Quantität um mehr als das Doppelte überholt. Die hamburgische Einfuhr westafrikanischer Erdnüsse scheint allmählich zu fallen, ostafrikanischen Products ebenso zu steigen.

Eine andere Oelfrucht, welche in weitausgedehnten Tropengebieten cultivirt wird, ist der Sesam (Sesamum indicum *DC.*), dessen feinkörnige Saat denselben Zwecken dient wie die in kleinen Schoten eingebetteten haselnußähnlichen Kerne der Erdnuß, und auch dieselben Hauptabsatzplätze hat. A. Moloney [1] rechnet auf ein Hektar etwa vier Liter Saat und nach drei bis vier Monaten 120—140 Liter Ernte. Die Hauptmasse des afrikanischen Products wird von der Ostküste geliefert, weniger von der Westküste, deren geringere Mengen in den deutschen Statistiken mancher Jahre gar nicht angeführt werden.

[1] A. a. O., S. 399.

Noch ein seines Fettgehalts wegen gesuchter Exportartikel ist die Kopra, das in Stücke gebrochene Fruchtfleisch der Cocospalme (Cocos nucifera *L.*), deren Bestandtheile in derselben Weise Verwerthung finden wie die der Früchte der Oelpalme. Der Export ist noch gering; besonders klein im Vergleich zu der Ausfuhr aus dem Südseehandelsgebiet, welches als Heimatland dieser überaus nützlichen Palme gilt. In Afrika angepflanzt hat sie bisher im Osten mehr als im Westen Beachtung gefunden, sowol in ihrem Fettertrage als in der nützlichen Cocosfaser, welche die harten Schalen der einzelnen Früchte umgibt und zu den auch bei uns vielgebrauchten Cocosmatten und zu Tauwerk verarbeitet wird. Im englischen Westafrika wird die Cultur der Cocospalme von den Behörden eifrig gefördert; in Kamerun ist sie nicht selten, und aus dem Togogebiet wird Kopra ausgeführt. Soviel mir bekannt, ist die Qualität des westafrikanischen Products eine geringere als diejenige der Südseeinseln; nach meinem Dafürhalten liegt das nicht an der Frucht selbst, sondern an der Zubereitung der Kopra, deren Trocknen in dem feuchten Klima jener Gegenden auf große Schwierigkeiten stößt.

Chillies oder Pfefferschoten, von den ebenfalls kosmopolitisch gewordenen Capsicum-Arten (C. frutescens und annuum *L.*), werden in kleinen Quantitäten von Ostafrika importirt und zu Speisegewürzcompositionen verarbeitet. Im ganzen tropischen Afrika sind sie verbreitet, und an Karavanenrastplätzen oder wo immer Menschen Nahrung zu sich nahmen oder wohnten, findet man diese Pfeffersträucher, deren scharfwürzigen Früchte auch dem Europäer, in geringer Menge genossen, als Anregungsmittel empfohlen werden können.

Ein wichtigeres Gewürz liefert die Nelkenmyrte, Eugenia Caryophyllus (Caryophyllus aromaticus) *L.*, von welcher wir die sogenannten Gewürznelken und Nelkenstengel in einigen Quantitäten von Ostafrika beziehen. Die Stammpflanze ist von den Molukkeninseln dorthin eingeführt worden

und findet sich in Pflanzungen cultivirt. Nahe Verwandte der Nelkenmyrte (Oliver's „Flora" führt acht Eugenia-Arten auf) sind über das ganze Tropenafrika verbreitet, wenn auch die meisten Fundorte sich mehr auf die westlichen Theile beschränken.

Ingwer ist ein anderes Gewürz, welches aus dem tropischen Westafrika in Deutschland importirt und in größern Mengen besonders aus den britischen und französischen Besitzungen ausgeführt wird. Diese Gewürzwurzel wird von dem Zingiber officinale *Rosc.* gewonnen, welcher in Ostindien heimisch, in Afrika eingeführt und cultivirt ist.

Das einzige Getreide, welches in kleinen Quantitäten in den afrikanischen Exportlisten figurirt, ist der Mais, dessen allgemeine Verbreitung, Werth und Verwendung allbekannt ist. Nach meinen Erfahrungen hat die Cultur des Mais mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen wie Kopra; nur mit der größten Sorgfalt ist es zu trocknen, und die Vorräthe waren bei größerer Aufhäufung in steter Gefahr, sich zu erhitzen und zu verderben. Auch ihm ist ein Schädling in dem kleinen Rüsselkäfer (Reiselefant) erwachsen, welcher vermuthlich mit dem indischen Reis nach Afrika gebracht wurde.

Nach dieser Uebersicht, deren Unvollständigkeit außer andern Gründen auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß unsere Einfuhrverzeichnisse sich bezüglich Afrikas mehr auf größere geographische Begriffe, wie z. B. „Afrika am Indischen Meere", „Afrika am Atlantischen Meere", stützen, sodaß ich mich in meinen Ausführungen nur auf eigene und nicht erschöpfende Erfahrungen stützen mußte, wird es nahe liegen, unsere Aufmerksamkeit auf weitere Nutzgewächse zu richten, welche entweder schon in andern, nicht deutschen Theilen des tropischen Afrika cultivirt, beziehungsweise aus ihnen ausgeführt werden, oder welche als einheimische Pflanzen der Cultur werth scheinen und, weil dort beheimatet, zu genauern Untersuchungen

auf Gedeihen und Rentabilität in Versuchspflanzungen sich empfehlen lassen.

Ich gedenke hier zunächst wieder der Oelpalme. Wenn auch A. Woermann bemerkt: „Zweifelhaft bleibt, ob die europäischen Märkte verstärkte Zufuhren dieser Artikel (Palmöl und Palmkerne) vertragen können“,[1] so ist andererseits doch anzunehmen, daß der Verbrauch der hauptsächlichsten Fabrikate aus diesen Rohstoffen, besonders Seife, ein steigender sein wird, um so mehr, da wir doch überhaupt bei unserer Cultivationsarbeit in Afrika auf eine bedeutende Vermehrung des Consums dortselbst rechnen. Es wird doch hoffentlich zwischen dem jetzigen Verbrauch europäischer, besonders deutscher Fabrikate in Centralafrika und demjenigen, welchen wir durch unsere colonisatorischen Bemühungen für die Zukunft zu erzeugen suchen, ein günstiger Unterschied bestehen, und gerade der Bedarf an Seife, für deren Herstellung Palmenfette eine hervorragende Rolle spielen, ist bei den Eingeborenen Afrikas kein unbeträchtlicher und wol steigender. In der hamburger Handelsstatistik finde ich eine Ausfuhr dieses Fabrikats nach Afrika am Atlantischen und Indischen Ocean für 1883 von 48100 Kilogramm, für 1884 von 118100, für 1885 von 109400, für 1886 von 137500 Kilogramm. Es scheint mir deshalb nicht aussichtslos, die Cultur der Oelpalme rationell zu betreiben, um so mehr, da Culturkosten nicht bedeutende sind und ein europäischer Betrieb das vorhandene Rohmaterial gründlicher ausnutzen würde, als dem Neger bei seinen primitiven Manipulationen bisher möglich ist; ja ich möchte solche Anpflanzungen schon deshalb dringend befürworten, weil die Oelpalme nicht wählerisch in Bezug auf Boden ist und auf Steppen und Savannengeländen in der Nähe der Küsten, welche vielleicht wenig andern Culturen

[1] Vgl. „Culturbestrebungen in Westafrika“, Separatabdruck aus den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“, 1878—79, S. 7.

dienen würden, gedeiht. Wenigstens ist ihre eigentliche Heimat nicht der Wald, sondern die offene, sonnendurchglühte Landschaft. In der katholischen Mission zu Gabun sind bereits befriedigende Versuche in größerm Maßstabe gemacht. Junge Oelpalmenpflanzen sind in der Nähe von Negeransiedelungen immer in größerer Menge zu finden, und deshalb als Pflänzlinge zu benutzen. Was gegenwärtig eine reiche Vermehrung der Palmenbestände verhindert, die jährlich wiederkehrenden Steppenbrände, welche den jungen Nachwuchs zerstören, würde bei einer Cultur in der Weise zu bekämpfen sein, daß man in gewissem Umkreis um die kleinen Bäumchen das Brennmaterial besonders zur trockenen Zeit — etwa durch Ausroden oder Abschlagen des Steppengrases — beseitigt. Die Fruchterträge beginnen im siebenten bis zehnten Jahre und beziffern sich auf drei oder vier Fruchtstände. Bereits herangewachsene Palmen werden von den Steppenfeuern wenig beschädigt.

Auch die Cocospalme[1] gedeiht am besten in Meeresnähe und dürften Culturen derselben besonders im Togogebiet und in sandigen Küstenstrichen Ostafrikas sich gedeihlich entwickeln. Es würde hier nur auf eine zweckmäßige Zubereitung der Kopra ankommen, und es ist zu untersuchen, ob das Product nicht durch die dazu etwa nöthig werdenden besondern Vorkehrungen allzu sehr vertheuert wird; außer Acht darf nicht gelassen werden, daß die Frachtkosten für Kopra aus deutsch-afrikanischen Gebieten der kürzern Fahrt wegen sich gegenüber denjenigen aus dem jetzigen Hauptproductionsgebiet, der Südsee, bedeutend geringer stellen würden.

Von hervorragender Bedeutung könnte nach meiner Ueberzeugung die Cultur kautschukliefernder Gewächse wer-

[1] Vgl. Dr. O. Finsch, Naturproducte der westlichen Südsee, besonders der deutschen Schutzgebiete, in der „Deutschen Colonialzeitung", 17. Heft, 1887, S. 520 fg.

den, da Gummi elasticum ein vielbegehrter und werthvoller Artikel ist und auch wol bleiben wird. Zunächst würde festzustellen sein, welche der verschiedenen Stammpflanzen, besonders Landolphia-Arten, das beste Product ergibt, und wie am besten eine Cultur derselben zu betreiben wäre. Es würde untersucht werden müssen, ob sich diese kostbaren Lianen am leichtesten und schnellsten aus Samen oder aus Senkern, Steckreisern u. s. w. fortpflanzen lassen, und welche Erntemethode mit Rücksicht auf die Erhaltung der Mutterpflanze die zweckmäßigste und rentabelste ist. Landolphia-Culturen wären, in Nachahmung der natürlichen Verhältnisse, unter welchen diese Pflanzen gedeihen, in Wäldern anzulegen, sodaß sich am besten die reservirten Waldparcellen in einer Plantage[1] zu dieser Anlage eignen würden. Ich fand in dem französischen Theil der Küste von Oberguinea eine solche Versuchspflanzung, welche aber ohne Erfolg bleiben mußte, weil sie unverständlicherweise an Gebäudewänden, der glühenden Sonnenbestrahlung ausgesetzt, angelegt war. Die Heimat der Landolphia-Arten ist aber der schattige oder halbschattige Wald. Die Cultur der Landolphia, welche den besten Kautschuk liefert, empfehle ich den deutsch-afrikanischen Cultivatoren recht dringend, weil ich sie für leicht, verhältnißmäßig mühelos und einträglich halte. Eine solche rationelle Cultur würde den Eingeborenen gewiß zur Nachahmung veranlassen und ihm vor allem ad oculos demonstriren, daß eine geringere Quantität reinen Kautschuks höher werthet als eine größere Menge, welcher, um eben eine größere Menge zu erhalten, verschiedene Pflanzensäfte oder gar fremde Körper beigemischt wurden.

Ein für Waldcultur geeignetes Product ist Ebenholz, welches wol immer begehrt bleiben wird, und dessen Einfuhr aus Madagascar, Britisch- und Niederländisch-Ostindien nach Deutschland diejenige aus Afrika um ein Vielfaches übertrifft.

[1] Vgl. S. 46, 58 fg.

Auch hier sind die Wachsthumsbedingungen der die gesuchtesten Qualitäten liefernden Baumarten zu studieren, um vielleicht in rationeller Forstwirthschaft die in den Bereich der Plantagenwirthschaft und in guter, billiger Absatzlage befindlichen Wälder, besonders die innerhalb der Pflanzungen befürworteten[1] Schutzwälder durch allmähliche, wenig Mühe erfordernde Aufzucht von Ebenholzbäumen und andern Baumarten mit hoch werthvollen Hölzern zu ersetzen. Der tropischen Forstwirthschaft ist überhaupt in der deutsch-afrikanischen Culturarbeit ein wesentlicher Raum zu geben, und wer diesen Wunsch für allzu sehr verfrüht hält, möge sich in einen Aufsatz Heinrich Semler's in San-Francisco: „Eine Aufgabe der Bewirthschaftung unserer Colonien",[2] vertiefen. Er wird dort die überraschende Angabe finden, daß in Britisch-Indien, wo die ersten Forstwirthschaftsanfänge etwa 30 Jahre zurückdatiren und heute ein Deutscher, Gustav Mann, als „Conservator of the forests of the Indian Empire" an der Spitze der Forstverwaltung steht, die Einnahmen aus den Regierungswäldern für das Jahr 1883 einen Reingewinn von 6,350000 Mark ergaben, während zehn Jahre vorher dieser Gewinn sich nur erst auf 3,640000 Mark bezifferte.[3]

Ebenso ließe sich der Camholzbaum vielleicht durch Anpflanzung in den Wäldern verwerthen, wie dieselbe ja jetzt schon von den Vainegern in Liberia betrieben wird, freilich insofern in unzureichender Weise, als sie die Ungeduld schon die jungen dünnen Stämmchen abschlagen und in den Handel bringen läßt. Große Beachtung verdient nach meinem

---

[1] Vgl. S. 58.

[2] Vgl. „Deutsche Colonialzeitung", 1887, 6. Heft, S. 165.

[3] „Diesem finanziellen Triumphe", sagt Semler, a. a. O., S. 168, „ist ein anderer hinzuzufügen: infolge der Aufforstung an der Grenze von Afghanistan und Beludschistan macht sich ein gradweise erhöhter Regenfall im südlichen Pundschab, südlichen Afghanistan, nördlichen Beludschistan und nördlichen Scinde bemerkbar!"

Dafürhalten auch der Kolanußbaum. Der Werth der Frucht ist ein zu großer, als daß eine Methode, dieselbe zweckdienlich zu präpariren oder zu conserviren, nicht gefunden werden sollte, und ich bin überzeugt, daß die Kolanuß in der Bekämpfung des Alkoholismus eine bedeutende Rolle spielen kann. Von denen, die die Wohlthaten des Genusses dieser anregenden, Hunger und Durst stillenden, den Schlaf vertreibenden Frucht kennen, wird sie so hochgeschätzt, daß sie selbst nach Brasilien für die dortigen Neger (ebenso wie Palmöl) verschifft wird. Da keine Dampferverbindung zwischen Brasilien und Afrika besteht, so nehmen Segelschiffe diese Frucht mit, und zwar, um sie während der langen Reise frisch zu erhalten, in feuchtem Lehm verpackt. Vielleicht würde ein Versuch, die Kolanuß an Ort und Stelle in kleine Würfel zerbrochen und vorsichtig geröstet zu Pulver zu mahlen, bessere Erfolge geben, als die Einführung ganzer Nüsse, welche ihren Geschmack verlieren und dumpfig geworden sind.

Als Nutzholzbäume für eine Waldverwerthung sind besonders einige Werthhölzer hervorzuheben, welche zum Theil bereits einen Ausfuhrartikel in den englisch-afrikanischen Colonien bilden: vor allen Dingen eine Euphorbien-Gattung, Oldfieldia africana *Bth.*, welche das sogenannte afrikanische Eichen- oder Teakholz (für Schiffbau geeignet), liefert; ferner die an der Küste von Oberguinea bekannte Chlorophora excelsa *Bth. & Hook. fil.*, eine Urticacee, deren Holz vorzüglich ausdauert und auch selbst von den gefürchtetsten Zerstörern, den sogenannten „weißen Ameisen", nicht angegriffen wird. Ein hoch im Werth stehendes Holz ist dasjenige einer Sapotacee, Mimusops sp., welches besonders in Gabun bekannt und geschätzt ist und wahrhaft unverwüstlich ist. Ich selbst sah einen Zaun aus rohen Scheiten dieses in der dortigen Landessprache „Mbimo" genannten Holzes, welcher bereits mehr als 20 Jahre ein Gehöft eingefriedigt hatte. Als dieser Zaun durch einen besser aussehenden

ersetzt wurde, ergab sich, daß das Mbimoholz auch in der Erde so durchaus unversehrt geblieben war, daß dasselbe zu demselben Zweck an anderer Stelle verwendet wurde. Diese Sapotacee scheint, nach ihrem Fundort zu schließen, die Nähe des Meeres und salzhaltigen Boden zu lieben.

Genaue praktische Kenntniß der tropisch-afrikanischen Waldflora wird noch manche Hölzer aufweisen, welche eine Forstcultur beachten könnte.

Wenn auch das deutsche Südwestafrika außerhalb des Rahmens meiner Erörterungen liegt, so möchte ich an dieser Stelle doch darauf hinweisen, daß eine Aufforstung mit dem australischen Black Wattle (Acacia decurrens) vielleicht versucht werden sollte, welche im Falle des Gelingens den Werth des Landes für ackerbauliche Zwecke bedeutend heben müßte. Nach Baron F. von Müller[1] in Melbourne ist dieser außerordentlich zähe Baum mit armem und dürrem Boden zufrieden, und thatsächlich wird in Australien die Anpflanzung dieses Baumes auf öden Ländereien in großem Maßstabe mit Erfolg betrieben. Die 30—40 Procent Gerbsäure enthaltende Rinde wird mit 100—160 Mark pro Tonne bezahlt, welche Quantität zum Gerben von 25—30 Rinderhäuten hinreicht. Ueberhaupt sollte jenes trockene Südwestafrika bei den unter ähnlichen Naturverhältnissen lebenden Australiern, besonders auch was Cultur von Viehfuttermitteln betrifft, recht ernstlich in die Schule gehen.

Die Cultur des Sesam und der Erdnuß dürfte zu beachten und, besonders weil einjährig und schnelle Erträge ergebend, bei den Eingeborenen zu fördern sein, schon als Stufe in der Erziehung derselben. Weiterhin dürfte die Cultur des Reis, welcher besonders in Liberia in verschiedenen Spielarten viel angebaut wird, zu berücksichtigen sein. Dieselbe ist mit keinen Schwierigkeiten verknüpft, sondern der Reis

[1] Vgl. „Extra-tropical Plants", S. 4.

wird mit Beginn der Regenzeit gesäet und zu Ende derselben geerntet, ist kein Sumpfreis und hat ein sehr wohlschmeckendes Korn. Die Ernten, welche ich selbst erzielte, waren überraschend reich; nur die Zubereitung des Getreides machte Mühe, da die sonst gebräuchlichen Reisschälmühlen hier ihre Schuldigkeit nicht thaten. Ein Versuch, den Reis mit dem Stroh zu schneiden, also nicht die einzelnen Aehren, wie das in Liberia und auch bei dem indischen Reis üblich ist, mislang; die große Luftfeuchtigkeit verhinderte das Trocknen der Garben. Der Reisbau würde besonders für den Pflanzer, welcher Viehzucht auch zur Düngererzeugung betreibt, empfehlenswerth sein, weil das Stroh einmal ein gutes Häckselfutter bietet und als jauchehaltendes Streumaterial unübertrefflich ist.

Die Cultur von Sorghum (Negerhirse) erstreckt sich durchaus nicht über das ganze tropische Afrika, trotzdem dieses Getreide anerkannten Nährwerth besitzt. Ich traf Felder davon in Angola, gleichzeitig wurden auch Eleusine cerealis *Ehr.* und Penicillaria (spicata *Willd.*?) neben Mais als Getreide cultivirt. Bis zum Kongo waren nur die drei letztgenannten Körnerfrüchte bekannt, nördlich von diesem Strom bis über Kamerun hinfort wurde nur Mais als mehr nebensächliches Nahrungsmittel gebaut, während die Knollen des Manioc (Manihot utilissima *Pohl.*) und die Früchte des Pisang (Musa paradisiaca *L.*) die Hauptnahrungsmittel bilden. Sorghum, welchen ich von Angola nach Loango brachte, gedieh dort in Steppenboden ganz ausgezeichnet, ergab reiche Körnerernte und außerordentlich lange Halme. Die Cultur von Sorghum würde da, wo sie noch fehlt, bei den Eingeborenen einzuführen sein und dem Pflanzer auch als Viehfutter, wie in Indien, werthvoll werden. Ein anderes vorzügliches Viehfutter, die aus Centralamerika stammende Teosinte oder Guatemalagras (Euchlaena luxurians *Dur.*) ist durch unsern berühmten Landsmann Schweinfurth in Aegypten jetzt ganz allgemein eingebürgert. Der vorzüg-

liche Nährwerth dieses stattlichen Grases — ich sah vor einigen Jahren auf dem berliner Gensdarmenmarkt einige hübsche Büschel davon — welches nur als Schnittfutter zu benutzen ist und getrocknet in den futterarmen regenlosen Jahreszeiten ausgezeichnete Dienste leistet, sollte jeden sorglichen Pflanzer zu Anbauversuchen veranlassen. Erreichte meine Teosinte auch nicht die Ueppigkeit, wie sie Schweinfurth mir brieflich und bildlich schilderte, so hat sie doch die aufgewandte Arbeit reichlich bezahlt. Noch andere als Futterpflanzen beachtenswerthe Gräser sind in Afrika theils einheimisch, theils eingebürgert, so Panicum maximum *L.*, P. jumentorum *Pers.*; in den Savannen findet sich eine Papilionaceengattung (Alysicarpus), von welcher besonders zwei Arten, A. rugosus *DC.* und longifolius von den Nubiern in Aegypten als sehr gutes Pferdefutter geschätzt werden; der ägyptische Klee (Trifolium alexandrinum *L.*) fordert ebenfalls zu Culturversuchen heraus, und ebenso dürfte Probeanbau von Luzerne zu empfehlen sein.

Taback scheint in Afrika, wo er schon überall zum Eigenbedarf und als localer Handelsartikel gebaut wird, eine Zukunft zu haben; besonders wenn die Qualität der Proben, welche aus Ostafrika eingesandt wurden, auch bei größern Mengen dieselbe bleibt. Es scheint mir der Prüfung werth, ob ein besseres Resultat auf Savannen- oder auf Waldboden erzeugt werden kann; Kenner der südbrasilianischen Tabacke, welche besonders in den deutschen Urwaldcolonien der Serra geral gebaut werden, versichern, daß der seltenere Taback von Kampbodenculturen — Campos, Pampas sind offene hügelige Grasländereien Südamerikas, wie die Steppen, Savannen, Campinen Afrikas — von höherer Güte sei als der auf Waldboden gebaute Taback.

Auch die Baumwolle ist in Afrika kein Fremdling, sondern wird vielfach angebaut und kommt vielerorten verwildert vor. Eigene Versuche, welche ich mit Sea-Island

Baumwolle auf Gartenbeeten, jedoch ohne Düngung, anstellte, ergaben ein befriedigendes Resultat, was Menge der Ernte wie Länge des Stapels betrifft. Nur wird bei dieser Cultur die Vertheilung der Jahreszeiten zu beachten sein, damit nicht nach dem Aufspringen der Fruchtkapseln die Wolle durch Regengüsse geschädigt wird.

An Fasern liefernden Pflanzen ist Afrika überhaupt sehr reich und besitzt auch mehrere Gewächse, welche in andern Ländern bereits längst industriell ausgebeutet werden, z. B. Jutegewächse, Corchorus olitorius *L.*; Corchorus capsularis *L.*, welche wol die meiste asiatische Jute des Handels liefert, entwickelte sich bei mir in kleinem Versuche sehr üppig und trat dann als verwildertes „Unkraut" überall auf. Die in Afrika überall verbreitete Ananas enthält in ihren Blättern eine ausgezeichnete Faser; dieselben Arten von Urena und Sida, welchen man in jüngster Zeit besonders in Niederländisch-Indien als Fasererzeugern hohen Werth beizumessen beginnt, U. lobata *L.* und S. rhombifolia *L.*, wachsen in Afrika, besonders in der Nähe von Wohnstätten, in unglaublichen Mengen und oft Dickichte bildend wild; ebenso die in Britisch-Indien längst geschätzten Hibiscus tiliaceus *L.*, H. canabinus *L.* und H. esculentus *L.*, wie überhaupt die in Afrika sehr stark vertretene Gruppe der Malvaceae viel Material für die Textilindustrien enthält.

Daß der Kaffee ein Kind afrikanischer Flora ist, dürfte allbekannt sein; weniger vielleicht, daß neben der schließlich über alle Tropenländer in Plantagen verbreiteten Hauptart noch andere Arten der Gattung Coffea in Afrika gedeihen. Der Liberiakaffee (C. liberica *Bull & Hiern.*) ist als vorzügliche Qualität anerkannt und wird in ältern kaffeebauenden Colonien für widerstandskräftiger gegen die Schäden der sogenannten Kaffeepest (Hemileia vastatrix) gehalten. Er bedarf nicht des Höhenklimas, welches die von der C. arabica *L.* abstammenden Spielarten zu ihrem Gedeihen nöthig

haben, und verlangt vielmehr niedrigere Meereshöhen und Einwirkung der Seebrise. — Die Früchte eines Kaffees, welcher in den Wäldern des Gabungebiets wild wächst, wurden von Sachkennern hochgeschätzt und weitere Versuche mit der Cultur dieser Art, welche leider nicht botanisch bestimmt wurde und mit keiner der in Oliver's „Flora of tropical Africa" beschriebenen 13 Arten identisch zu sein scheint, sind zu empfehlen. Während die wildwachsenden Bäume im Waldesschatten langgereckte, schwanke Aeste in weiten Zwischenräumen und mit vereinzelten Blüten trieben, zeigten die in der Sonne cultivirten Exemplare einen ganz außerordentlich gedrungenen Wuchs, sodaß ein Astwirtel oft schon in zwei Centimeterlänge über dem ältern folgte. Während der Liberiakaffee schon nach zwei Jahren die ersten einzelnen Blüten trug, entfaltete diese Waldkaffeeart in der Cultur erst im vierten und fünften Jahre einen sehr reichen Flor köstlich duftender Blumen. — Die Frage Max Buchner's in seinem jüngsterschienenen vortrefflichen Werke[1]: „Wer soll denn schließlich die großen Mengen Kaffee trinken?" scheint mir müßig zu sein. Nach meinem Dafürhalten kommt es für uns nicht darauf an, wer den (etwa mehr erzeugten) Kaffee trinken soll, sondern nur darauf, wer producirt den besten oder sehr guten Kaffee am billigsten? Wenn Deutsch-Afrika den Bedarf Deutschlands allein — die „Statistik des Deutschen Reiches" gibt für 1885 eine Gesammteinfuhr von 143,726000 Kilogramm rohen Kaffees im geschätzten Werth von 136,540000 Mark an — durch Lieferung einer Waare decken könnte, welche an Güte und Preis dem Kaffee anderer Productionsländer gleichkommt oder demselben gar den Rang abläuft, so kann es uns ja gleich bleiben, wer diesen fremden Kaffee trinken wird! Ich meine, daß unsere deutschen Colonien die Aufgabe erfüllen sollten, uns in unserm Bedarf von fremdländischer Lieferung zu emancipiren, sodaß

[1] „Kamerun" (Leipzig 1887), S. 143.

wir eben unsern deutschen Kaffee trinken, unsern deutschen Taback rauchen, unsere deutsche Baumwolle verspinnen! Wenn diese Möglichkeit nicht geboten wäre, würde das ganze Gebäude unserer colonialen Wünsche unhaltbar sein, und wie weit diese Möglichkeit unter annehmbaren Bedingungen bezüglich der Rentabilität reicht, das recht bald ausfindig zu machen wünsche ich rationell betriebenen Versuchsplantagenbetrieb.

Ein gleichfalls gesuchtes Colonialproduct ist der Cacao, welcher auch bereits im tropischen Afrika eingebürgert ist und besonders auf den Inseln in dem Guineagolf und versuchsweise mit gutem Erfolg in Kamerun in Pflanzungen erzeugt wird. Der Gesammtverbrauch jährlich an Cacao beziffert sich auf 80,000000 englische Pfund und wird hauptsächlich durch Westindien und Südamerika gedeckt, wovon die Franzosen etwa 26,000000, die Spanier 16,000000, die Engländer 14,000000 und die Vereinigten Staaten 8,500000 Pfund beziehen.[1] Auch die Vanille, an welche der Cacao als Hauptbestandtheil der Chocolade erinnern wird, gedeiht in Afrika. Die von mir in den Urwäldern des Gabun- und Mundagebietes gefundene Art ist die Vanilla africana *Lindl.*, von welcher ich jedoch niemals Früchte entdecken konnte; dagegen wurde in der katholischen Mission in Gabun eine vorzügliche Vanilleschote von einer aus den Pflanzungen von den Bourboninseln eingeführten Art — ich vermuthe V. planifolia *Andr.* — gewonnen. Da in der centralamerikanischen Heimat der Culturvanillen gewisse Insektenarten die Befruchtung der Blüte vornehmen, so führt in den andern Ländern, in denen jene Insekten nicht vertreten sind, die Menschenhand, entweder durch Uebertragen der Pollen auf die Narbe in einem weichen Pinsel, oder durch einen rechtzeitigen Schnitt in die mit dem Staubgefäß verbundene Blütenlippe, diese Befruchtung künstlich herbei. Es erfordert dies Geschicklichkeit und genaue Kenntniß des Reifestadiums der Pollen.

[1] Vgl. „Indische Mercuur" (Amsterdam 1887), S. 148.

Einen nicht unbeträchtlichen Bedarf hat Deutschland an Südfrüchten, welchen die „Statistik des Deutschen Reiches" mit einer Einfuhr von 4,679000 Mark abschätzt. Hamburg allein führte im Jahre 1886 Apfelsinen (Orangen) für 2,781270 Mark ein, Citronen für 852340 Mark. Der Export mancher Colonien ist ein ganz bedeutender und wird — z. B. im britischen Westindien — durch die Behörden gefördert. Jamaica allein exportirte im Jahre 1884 für 5,470680 Mark tropischer Früchte (gegen nur 298240 Mark im Jahre 1875!) besonders nach Nordamerika und Europa. Afrika erzeugt neben sehr guten Ananas auch vorzügliche Orangen von eingeführten Culturſorten, besonders die feine Mandarine. Die Schwierigkeiten des Transports sind bei entsprechender Behandlung wol zu überwinden; denn andere Colonien haben auch mit denselben zu kämpfen. Im übrigen ist vorauszusehen, daß mit zunehmender Entwickelung der deutsch-afrikanischen Besitzungen, d. h. mit Zunahme werthvoller Exporte auch die Verbindung zwischen hier und dort eine schnellere und häufigere werden wird.

Ein besonders werthvolles Product, zu dessen Erzeugung uns die einheimisch-afrikanische Flora anregen sollte, ist der Indigo. Der Import dieses kostbaren Farbstoffes in Deutschland ist, trotz der Entdeckung chemischer Farbenerzeugung, ein ganz bedeutender und beziffert sich auf etwa drei Millionen Pfund im Werthe von etwa 15,000000 Mark. Nach meinen eigenen Beobachtungen finden sich Vertreter der Indigogattung an der ganzen Westküste Afrikas von Sierra Leone an bis hinunter nach Angola, wo ich dieselben noch in der Hochebenenregion, in Pungo andongo antraf; sogar bis zum südlichen Wendekreis hinauf sind zwei Arten gesammelt worden, und eine gleiche Ausdehnung hat die Verbreitung dieser aus Afrika überhaupt in 103 Arten bekannten Pflanzen an der Ostseite des Continents. Der indische Indigo wird hauptsächlich von Indigofera tinctoria *L.*, ferner von I. argentea *L.* und dis-

perma gewonnen, der chinesische auch von I. coccinea und anil *L.*, der centralamerikanische besonders von I. anil, welche in Salvador das vorzüglichste Product liefert. Die drei am meisten cultivirten Arten, I. tinctoria, anil und argentea *L.*, sind gerade auch in Afrika weit verbreitet, bereits cultivirt, und wild oder verwildert; die Farbe ist eine sehr schöne, wie die selbstgewebten und farbig gemusterten Baumwollstoffe einiger Eingeborenenstämme deutlich zeigen.

Von fremdländischen Gewächsen, welche wegen des Verbrauchs ihrer theuer bezahlten Producte wol eines versuchsweisen Anbaues in Deutsch-Afrika werth gehalten werden dürften, nenne ich zuerst eine kautschukliefernde südamerikanische Pflanze. Der Manihot Glaziovii *Müll. Arg.* ist von Ceará (Brasilien) nach verschiedenen britischen Colonien verpflanzt worden und gedeiht dort gut. So berichtet der Director des botanischen Gartens zu Peradenya auf Ceylon, Dr. Trimen, in dem „Report of the Royal Gardens at Kew" (1880), über die Einführung dieser werthvollen Pflanze Folgendes: „Samen davon ist in diesem Jahre an die Regierungsgärten in Kalkutta, Saharunpore, Ootacamund geliefert und soviel wie möglich unter die Pflanzer der Colonie vertheilt worden; im ganzen 24550 Samenkörner und außerdem 1879 bewurzelte Stecklinge. Ebenso wurden kleine Mengen an die botanischen Gärten von Singapore, Mauritius, Jamaica, Britisch-Guiana, und Kew, die Acclimatisationsgesellschaft von Queensland und an Mr. Low, britischen Residenten in Perak, geschickt.[1] Der M. Glaziovii gedeiht jetzt in Ceylon an geeigneten Orten und beweist sich als hart und zäh. In den Nilgheris ist er in Höhen von 2400 Fuß angepflanzt." Dr. Morris, der Regierungsbotaniker in Jamaica, sagt a. a. O.: „Die Pflanze ist augenscheinlich sehr hart und fügt sich leicht in die Cultur;

[1] Ich citire diese Worte in der Absicht, um zu zeigen, wie unsere englischen Vettern arbeiten!

nach südamerikanischen Berichten scheint es möglich, daß trockene, steinige, sonst ganz werthlose Ländereien vermittelst dieser Cultur rentabel gemacht werden können." Im Jahre 1882 schreibt Dr. Trimen von Ceylon: „Der M. Glaziovii gedeiht hier überall bis zu 2500 Fuß Höhe."

Versuche mit Theepflanzungen scheinen in geeigneten Lagen Deutsch-Afrikas nicht aussichtslos; der Verbrauch an Thee ist ein ganz bedeutender und wird in der „Statistik des Deutschen Reiches" mit einer Einfuhr im Werth von 17,438000 Mark für 1886 angegeben.

Von Gewürzpflanzen nenne ich den Muskatnußbaum, Myristica moschata *Thunb.*, und zwar besonders deshalb, weil ein nächster Verwandter dieses ostindischen Baumes in den afrikanischen Wäldern häufig vorkommt. In den Gabunwäldern fand ich denselben, Myristica Kombo *Baill.*, sogar sehr häufig und den Boden unter demselben mit Früchten dicht bedeckt. Der ruminate Kern ist gleich dem der Gewürznuß in einen hellröthlichen Samenmantel, dort die sogenannte Muskatblüte, eingebettet und außerordentlich fetthaltig (72 Procent), sodaß er seit kurzem auf den liverpooler Markt gebracht wird. — Ebenso würden die Culturversuche mit dem Zimmt- (Laurus cinnamomum *L.*) und dem Camphorbaum (Camphora officinarum *N. v. E.*) anzustellen sein, um so mehr, als nach meiner Kenntniß diese Bäume, allerdings im kleinsten Maßstabe aber mit gutem Erfolg, in katholischen Missionsgärten der Westküste bereits angepflanzt wurden.

Vor allem aber sollte man auf die Cultur der verschiedenen Spielarten der Chinarindenbäume (Cinchona officinalis *L.*) Werth legen, wie dieser in Südamerika heimische, so überaus kostbare Baum von den Holländern und Engländern mit vorzüglichem Erfolge in ihren Besitzungen eingeführt wurde. Ich selbst fand in Pungo andongo einen gut entwickelten kräftigen Chinarindenbaum, halb versteckt im Dickicht,

den ein deutscher Botaniker, Fr. Welwitsch, dort gepflanzt hatte. In Indien wird großer Werth auf diese Cultur, besonders der Arten C. Ledgeriana und succirubra, gelegt, und ich meine, daß der Hinweis auf eine deutsche Einfuhr im Werth von 12,030000 Mark für Chinarinde im Jahre 1886 uns veranlassen sollte, zu untersuchen, ob in unsern eigenen Herrschaftsgebieten, besonders in Kamerun und am Kilima-Ndjaro, nicht die Bedingungen für eine erfolgreiche Gewinnung dieser für Afrika ja so besonders nothwendigen Drogue gegeben sind.

Nur einen ganz oberflächlichen Blick habe ich auf die Pflanzenschätze geworfen, welche uns schon jetzt Afrika zur Verwerthung bietet, und nur dies und jenes Einzelne angeführt, was andere Colonien uns für enorme Summen verkaufen. Selbstverständlich wird die Frage der Rentabilität immer den Ausschlag geben; aber ich meine, daß wir, solange Afrika von Millionen arbeitsfähiger Menschen bewohnt ist, und sobald wir nur verstehen diese Arbeitskraft mit dauerndem Erfolge auszunutzen und durch rechtzeitig begonnene zweckmäßige Culturenversuche, größern Schäden vorbeugend, erfahren haben, was und wie wir es zu pflanzen und zu pflegen haben, ich meine — wiederhole ich —, daß wir dann getrost mit andern Völkern mindestens in der Deckung eigenen Bedarfs wetteifern können.

Siebentes Kapitel.

Einige Bemerkungen über die colouiale Erziehung unsers Volkes.

Deutsche Colonisation und Cultivation in überseeischen Ländern sind die besten Mittel, um den echt deutschen Charakter und die tüchtigsten Eigenschaften des deutschen Wesens zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Sie werden uns als Ursache und als bleibendes Merkmal der geistigen Wiedergeburt unsers Volkslebens dienen — mehr als irgendein anderes denkbares Ereigniß unserer künftigen Geschichte. Hübbe-Schleiden.

Wie ich an früherer Stelle[1] auszuführen versucht habe, hängt die Lösung eines wichtigen Theils unserer culturellen Aufgaben in Afrika, wie die Erziehung des freien Negers, nicht zum mindesten von den intellectuellen und moralischen Qualitäten des Erziehers ab. Es ist selbstverständlich, daß in einem Volke, welches eben erst an diese Aufgaben herantritt, die Meister und Erzieher noch spärlich gesäet sein werden, und daß das deutsche Volk, aus dessen Kreisen dieselben hervorgehen sollen, noch selber colonialer Erziehung bedürftig ist. Ich möchte vergleichend sagen, daß wir durch die Thatkraft weitschauender Männer vor ein reiches Material gestellt sind, welches wir wissens- und thatendurstig überwältigen möchten, ohne jedoch schon im Besitz einer Methode zu sein, ja selbst, ohne die Anfangsgründe und das A-b-c des Studiums zu kennen, dem wir uns eifrig widmen möchten. Die Kenntniß unsers

[1] Vgl. S. 110.

Volkes in tropisch-colonialen, besonders afrikanischen Dingen ist unbestreitbar noch eine sehr geringe und weist große Lücken auf, selbst bei denjenigen, welche berufen sein sollten, diese Lücken auszufüllen. Nicht nur in den breiten Massen der niedern Schichten stoßen wir auf diese Mängel; nein, in Unterhaltungen selbst mit sehr gebildeten Männern bin ich bisweilen auf eine Verworrenheit und Naivetät der Anschauungen und auf Irrthümer gestoßen, die jemand, der lange „draußen" war, geradezu verdutzen und es ihm schwer machen, den Punkt zu finden, an welchem der Hebel der Aufklärung angesetzt werden könnte.

Es ist das schließlich ja auch natürlich, wenn wir berücksichtigen, wie erst die neuerrungene Machtstellung des Deutschen Reiches es allmählich mit sich bringt, daß unser stets bethätigter Drang hinaus in die Fremde nicht nur befruchtend auf diese, sondern auch auf uns selbst zu wirken beginnt. Was wir im Laufe langer Jahre an Volkskräften abgaben, hatte keine Rückkehr zu uns, weil es in einem neuen Bethätigungsfelde auch eine neue Heimat fand. Es sind ihrer, im Vergleich zu den Fortgegangenen und zu der Gesammtmasse unsers Volkes, nur wenige, die zurückkamen, und von diesen wenigen waren wiederum viele in fremden Landen selbst Fremde geworden, die sich in der Heimat nicht mehr heimisch fühlten und deshalb auch selten den Versuch machten, das Gute des Fremden zum Gemeingut des Volkes zu machen. Das ist jetzt nach den welterschütternden Ereignissen, welche den Bundesstaatler in der Ferne zum Deutschen machten und ihn als Deutschen sich fühlen lehrten, allerdings wol etwas besser geworden, wie die steigende Theilnahme von Männern, die im Auslande gelebt und gewirkt haben, am öffentlichen Leben und Arbeiten beweist. Voll und ganz wird diese Aenderung aber erst erreicht werden, wenn die Entwickelung unserer eigenen Colonien so weit fortgeschritten ist, daß unsere Landsleute auf nationaler Erde befruchtend wirken und nicht mehr

ihr Können und Wissen im Dienste fremder Völker zu verwerthen brauchen. England ist eine Weltmacht genannt, und es verdient diese Bezeichnung nicht zum wenigsten deshalb, weil sich fast in jeder Familie jenes Landes ein fremder Erdtheil wiederspiegelt oder durch Sohn und Bruder vertreten findet.

Noch aber ist unser Volk in seinen breitern Schichten nicht reif, die deutsch-coloniale Frage zu besprechen, zu fördern und in allen ihren Folgen richtig zu beurtheilen. Auf der einen Seite die hochgespanntesten Erwartungen, wie ich in meiner Stellung als auskunftertheilender Beamter des Deutschen Colonialvereins nur allzu oft zu bemerken Gelegenheit habe, auf der andern Seite höhnische Negation; auf beiden Seiten aber völlige Unkenntniß dessen, was ist, des Bestehenden und der Thatsachen, und deshalb auch kein klares Urtheil, sondern überspannte Trugschlüsse zu Gunsten oder zu Ungunsten deutscher Colonisation. Auch das beweist mir die Correspondenz, welche ich in meiner erwähnten Stellung empfange.

Nach meiner Ueberzeugung täuscht man sich auch über die Tiefe und Intensität der colonialen Bewegung in unserm Volke. Man glaubt dieselbe schon größer und kräftiger als sie ist, und als sie anfangs den Anschein hatte zu werden und zuzunehmen. Es hält heute schon nicht leicht, die einmal interessirten Kreise zusammenzuhalten oder sie zu vergrößern; aber das liegt an den Misverständnissen, welche beim Beginn dieser Bewegung und auch noch später die Massen beherrschten, und an der Kurzsichtigkeit, welche noch heute den Werth deutscher Cultivation in Afrika für die Gesammtheit nicht anerkennen kann. Das Misverständniß beruhte darin, daß man allgemein annahm, als die alte Idee deutscher Colonisation durch die Besitzergreifung überseeischer Gebiete sich im ersten Stadium praktischer Verwirklichung befand, mit dieser Erfüllung der fünften Forderung Friedrich List's[1] sei gleichzeitig auch

[1] Die sechs Punkte des Programms dieses Nationalökonomen waren:

der letzte Programmpunkt dieſes Volkswirths erfüllt, nämlich derjenige, welcher überſeeiſche nationale Gebiete für die Aufnahme der deutſchen Auswanderung verlangt. Als hier und dort eine Ahnung aufzudämmern begann, daß unſere jetzigen Colonien im ganzen nicht geeignet ſeien, um als Grundlage für die nun wieder hinausgeſchobene Löſung dieſer hochwichtigen Frage zu dienen; als dieſer Fehlſchlag von Hoffnungen, welche eben auch nur in Kenntnißmangel wurzelten, für manche politiſche Kreiſe Gelegenheit bot, das ganze Colonialwerk als Humbug auf den Füßen haltloſer Verſprechungen zu kritiſiren und zu verfemen; als gar im colonialen Lager ſelbſt ſich noch Debatten über die Brauchbarkeit unſerer überſeeiſchen Gebiete für unſern Auswandererſtrom entſpannen: da trat kühleres Wetter ein, Mistrauen in den Werth und Zweck der Bewegung und Lauheit und Abwarten, bei dem wir heute glücklich angelangt ſind. Dieſe erſte große Enttäuſchung in dem Verlauf unſerer jungen colonialen Aera verſtärkt auch die Kurzſichtigkeit, welche die Vortheile tropiſcher Coloniſation nicht kennt, und entweder nicht ahnt oder vergißt, einen wie großen Beitrag tropiſche Colonien zu dem Nationalwohlſtand anderer Völker liefern, und daß dieſelben auch zuerſt Tropencolonien bewirthſchafteten, ehe ſie Auswanderungscolonien beſiedelten — um ſie zum großen Theil dann zuguterletzt noch ſelbſtändig und unabhängig geworden zu ſehen!

Wer die menſchliche Natur kennt, wird mir beipflichten, wenn ich ſage, daß an der erſten hochgradigen Colonialbegeiſterung auch ein gut Theil berechtigten, aber wenig weitſehenden Egoismus betheiligt war. Der Stein der Weiſen ſchien gefunden; das Mittel, über Nacht reich wie ein Nabob zu werden,

1) Gründung eines deutſchen Zollvereins, 2) eines deutſchen Eiſenbahnnetzes und überſeeiſchen Dampferverkehrs, 3) einer Kriegsflotte, 4) eines deutſchen Conſulatsweſens, 5) deutſcher Colonien, und 6) die Concentration der deutſchen Auswanderung unter nationalen Geſichtspunkten.

schien entdeckt. Zahlreiche von denen, die der Sache später kühl den Rücken kehrten, thaten es, weil sie den für sich selbst erwarteten materiellen Gewinn und Vortheil nun nicht erlangt hatten. Es klingt absurd, aber ist wahr, daß je mehr ein allerdings nur gewisses Verständniß für die deutsche Colonisation in die Massen drang, desto mehr von ihr abfielen, weil sie eben einzusehen begannen, daß dabei „nichts zu holen" sei. Sie vergaßen, daß solche Dinge Weile haben wollen und Zeit zur Entwickelung brauchen, daß aber ihre energische Mitwirkung und Ausdauer diese Zeit und Weile verkürzt haben würde, bis auch sie, jeder an seinem Theil, die rückwirkend allgemein befruchtende Kraft der Colonisation erfahren hätten. Sie übersahen, daß der Großkaufmann, der in einer Handelscolonie durch seine Factoreien große Gewinne erzielt, diese Gewinne doch wieder vertheilt und aus ihnen die stärkere Anspannung derjenigen Industrien bezahlt, deren Erzeugnisse er für seine Handelsthätigkeit braucht und deren Betrieb Tausende und Abertausende im Volke nährend beschäftigt! Ich hörte schon allzu oft von kleinen Leuten sagen: „Was haben wir denn von Ihren Colonien? Sie sagen ja selbst, daß dort vorläufig nur das große Kapital einen Arbeitsplatz finden dürfe!" Ich hörte solche Worte schon allzu häufig, um nicht besonderen Werth darauf legen zu müssen, daß die coloniale Erziehung des deutschen Volkes vor allem diesen verhängnißvollen Irrthum und Aberglauben zu bekämpfen hat! Die „Herrencolonien", wie unsere tropischen Besitzungen im Gegensatz zu „Bauerncolonien" im Sinne der Massenauswanderung einmal unzutreffend genannt wurden, scheinen jetzt der abwartenden urtheilslosen Menge, soweit sie nicht noch an der Idee tropischer Bauernsiedelungen festhält, nur als ein Einnahmequell für den Reichen, den Geldmann, ohne daß sie einsieht, wie die Erfolge des Einzelnen je größer je mehr auch die Erwerbsthätigkeit der Masse beeinflussen und befruchten. Laufen denn die 600 Millionen Mark, welche nach Hübbe-

Schleiden's Berechnung [1] England aus dem Indischen Reiche jährlich als Gewinn zieht, allein in die Taschen der Reichen? Sind die 150 Millionen Mark Jahreseinkünfte, welche Java den Niederländern bringt, allein als gute Prise für den Kapitalisten und Unternehmer zu betrachten? Oder machen diese Summen, Industrie und Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft nährend, nicht das Volk reich und begütert? „Die Cultivation der Tropenländer und ihrer Naturvölker ist — sowol rentabler als auch entwickelungsfähiger und von länger andauerndem Vortheil als eigentliche (Ackerbau-)Colonisation. Diese mag allerdings wol gegenwärtig für uns ein ganz besonders und unmittelbar drängendes Bedürfniß sein und ist auch in der Regel von größerm politischen Werthe, zunächst nationalpolitisch, dann auch culturpolitisch; Cultivation (in den Tropen) aber steht weit höher als Colonisation an wirthschaftlichem Werth und culturellen Erfolgen." [2]

Nach den Einblicken, welche ich in das gegenwärtige Colonialgetriebe machen konnte, ruht dasselbe hauptsächlich auf den Schultern weniger begabter, weitschauender Männer, welche die Aufgabe übernommen haben, das deutsche Volk colonialpolitisch zu erziehen und zu bilden. Mühsam ist es und schwierig, in den beharrenden, schwerfälligen Geist der enttäuschten Massen zu dringen, Leben und Bewegung ihm einzupflanzen und ihn zum Mitthun anzuregen. Als Mitstreiter im Kampfe gegen Indolenz und Trägheit wurde vor allem die deutsche Presse ins Feld geführt — aber auch hier dasselbe Bild über das Ziel hinausschießender Begeisterung auf der einen, witzelnden Spottes auf der andern Seite, Kenntnißarmuth überall und parteipolitische Principienreiterei vieler-

[1] Vgl. „Ueberseeische Politik" (Hamburg 1881), S. 99 u. 206.

[2] Vgl. Hübbe-Schleiden, Weltwirthschaft und die sie treibende Kraft (Hamburg 1882), S. 24.

orten! Je nachdem ein Volk die Reife besitzt, einen Gegenstand von allgemeinem Interesse zu beherrschen, wird die Presse der Ausdruck der Anschauungen und des Willens des Volkes sein; im andern Falle wird sie die Führung übernehmen und das Volk zu der mangelnden Reife erziehen wollen — ja, sie wird dies nicht nur wollen, sondern sie wird als Pflicht empfinden, dies zu thun. Das deutsche Volk mußte bisher der colonialpolitischen Schulung ermangeln, deren sich andere colonisirende Völker durch jahrhundertelange Beschäftigung mit diesem Thema bereits erfreuen dürfen. Ist dann wenigstens die deutsche Presse reif, diese noch nothwendige Schulungsarbeit zu übernehmen? Leider beweist sie das nicht oder doch nur mit verschwindenden Ausnahmen! Sie kann es auch nicht sein, denn sie steht hier vor einer völlig neuen Zeitungsrubrik, derjenigen der „deutschen Colonialpolitik"! Ein alter Politiker sagte mir einmal: „Mindestens unsere größern Zeitungen müßten für dieses ja so viel umfassende coloniale Thema eigene Redacteure haben!" Und er hat recht. Das Feld der Colonialpolitik ist ein so weites, und vorzüglich dieses neue Feld deutscher Colonialpolitik ein der Jungfräulichkeit seines Bodens entsprechend so schwierig zu beackerndes, daß nur in seltenen Ausnahmefällen universal gebildete politische Schriftsteller es verantworten können, zu ihrer bisherigen Tageswirksamkeit in der Zeitungspresse ohne ernste Studien auch diejenige auf deutsch-colonialpolitischem Gebiete zu übernehmen. Journalsünden, die Sünden der Presse tragen wie wenig andere deutlich an dem Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Streifen wir hier nur flüchtig das Gebiet der unerläßlichsten Vorkenntnisse, z. B. des geographischen Zuhauseseins in unsern Colonien. Traut der deutsche Leser einem englischen Blatte zu, daß es geographische Schnitzer bezüglich der britischen colonialen Gebiete mache? Die deutsche Presse macht sie auf deutsch-colonialem und überhaupt auf afrikanischem Gebiete reichlich und allerwegen, trotz-

dem gerade die geographiſche Gelehrſamkeit des gründlichen deutſchen Volkes der geographiſchen Phantaſtik anderer Völker lobend gegenübergeſtellt wird. Es iſt noch nicht lange her, daß mir ein ganz eclatantes Beiſpiel auffiel. Ein bedeutendes Blatt brachte, wol mit der Nebenabſicht, dem deutſchen Volke zu ſagen, welche Dummheit es eigentlich begehe, wenn es Colonialpolitik betreiben wolle, die Nachricht von dem Tode eines Landwirths auf den „Loos-Inſeln in der deutſchen Kamerunecolonie". Kritiklos und wohlwollend, zum Theil allerdings ohne jene Nebenabſicht, nahm die deutſche Preſſe jene Nachricht auf und ſorgte für recht allgemeines Bedauern über dieſes Opfer deutſcher Kamerun-Unternehmungen; niemand fühlte ſich veranlaßt, ſeinen mangelnden geographiſchen Kenntniſſen durch Nachſchlagen, ſagen wir im Daniel, Ritter oder Kloeden aufzuhelfen, und die Loos-Inſeln wurden zum Geſpött ausländiſcher Blätter der deutſchen Colonie Kamerun einverleibt. Erſt eine Zuſchrift der betheiligten Firma mußte die wohlinformirte Preſſe belehren, daß die Loos-Inſeln faſt 3000 Kilometer entfernt von Kamerun liegen und gar nicht zum deutſchen Beſitzſtande gehören! Ferner auch — nur beiläufig geſagt —, daß jener Landwirth gar nicht am „deutſchen Colonialfieber", ſondern als Bruſtkranker geſtorben ſei; ein Fall, der ebenſowol in Kamerun oder auf den Loos-Inſeln im franzöſiſchen Dubreka-Gebiet, als auch in Berlin oder Davos eintreten konnte. — Ein großes Blatt verlegte jüngſt den bekannten Ort Moſſamedes als das Ziel eines Reiſenden nach „oben an den Kongo", ohne zu ahnen, daß Moſſamedes ein portugieſiſcher Küſtenort unter 15° ſüdl. Br. iſt. — Hat man jemals in engliſchen Blättern von einem britiſchen Conſul in Bombay oder Kalkutta geleſen? Unſere deutſche Preſſe ſprach zu wiederholten malen von einem deutſchen Conſul in Kamerun!

Aber auch in andern als dieſen nebenſächlichen Dingen — obgleich ich von einer Tageszeitung bei Erörterung derſelben mindeſtens erwarten möchte, daß ſie ſich nicht von

Quartanern beschämen lassen dürfte — gibt sich die deutsche Presse Blößen und fremden Blättern Gelegenheit zu gerechter Verwunderung; bespricht sie Ideen und Pläne, die andere Völker bereits mit den Kinderschuhen austraten und als unausführbar einfach ad acta legten, mit einer Wärme, die, wenn sie sich verständigem Urtheile paarte, einer bessern Sache würdig wäre. Colonialfreundliche Zeitungen empfahlen vor nicht langer Zeit den Plan eines Landwirths, der in Ostafrika mit einer größern Anzahl gleichgesinnter Genossen „colonisiren" wollte. Statt diese Idee der Kritik zu unterziehen, die sie verdient, lobte man dieselbe und die Vorsicht, mit der jene Leute „in ungefähr einem Jahre darüber ins Klare kommen wollten", welche Producte am besten zu cultiviren seien! Man hob rühmend hervor, es sei dies der erste Fall, in welchem Privatleute in Deutsch-Afrika mit kleinen Mitteln selbständig colonisiren wollten, und druckte gläubig den Satz, daß England und Holland ihre tropischen Colonien größtentheils durch den einzelnen Colonisten zur Blüte gebracht hätten! Hat man denn wirklich keine Ahnung davon, daß in den britischen und niederländischen Tropenbesitzungen zunächst große kapitalkräftige Compagnien und Gesellschaften arbeiteten und erst die Grundlage geschaffen haben, auf welcher der einzelne, selbständige Colonist weiter arbeiten konnte? Wird hier die Kenntnißarmuth in den Folgen, welche sie, Urtheilsunfähige bethörend, nach sich zieht, nicht zur sträflichen Gewissenlosigkeit? Sind alle diese Dinge nicht zu ernst, als daß man da den abenteuerlichsten Anschauungen weite Verbreitung schafft, nur weil sie aus der Feder eines „Afrikareisenden" stammen. Welcher Unfug wird doch mit dieser Bezeichnung getrieben! Früher war es eine Würde, die nur durch Mühen und Strapazen, durch kühne Züge ins Innere des Continents oder durch aufopferungsvolle, ernste Forscherarbeit erreicht wurde — heute macht es unsere Presse sehr leicht, „Afrikareisender" zu werden. Hält man sich nach angenehmer Seefahrt an einem Küstenort

einige Monate oder gar ein Jahr auf, ſo berichten nach der Rückkehr die Blätter von dem glücklichen Eintreffen des „Afrikareiſenden“; ſchreibt man dann ein Artikelchen, in dem nichts Beſonderes oder Neues geſagt zu ſein braucht, ſo avancirt man zum „bekannten Afrikareiſenden“. Macht man gar Vorſchläge, gleichviel ob ſie Hand und Fuß haben oder nicht, dann iſt der „erfahrene Afrikaforſcher“ fertig! Nicht, daß ich dieſe Männer um ihren Ruhm beneidete! Nein! Ich tadle nur die Kritikloſigkeit, welche die Preſſe hier beweiſt, weil ſie beſonders in der Gegenwart üble Folgen hat. Den Auslaſſungen ſolcher Afrikareiſender, welche ſonſt vielleicht zur Unterhaltung im engern Bekanntenkreiſe gedient hätten, wird jetzt größere Verbreitung gegeben, und weil ſeine Zeitung über dieſen „bekannten Afrikareiſenden“ berichtet hat, glaubt der Durchſchnittsleſer an das, was derſelbe ſagt; je abenteuerlicher es klingt, deſto beſſer! Das iſt der Grund der unglaublich naiven Anfragen, welche oft an Redactionen gerichtet werden, der unſinnigen Briefe, welche ich als Beamter des Deutſchen Colonialvereins zu beantworten habe und die zur Erheiterung dienen könnten, wenn man ſich nicht ſagen müßte: ſo fragt das deutſche Volk, welches Afrika coloniſiren will!

Ueberhaupt bin ich der Anſicht, diejenige Preſſe, welche ſich coloniſatoriſcher Beſtrebung gegenüber ablehnend verhält oder dieſelbe gar bekämpft, und zwar oft genug mit den Waffen blödeſter Witze, ſollte über die Frage: ob wir Colonialpolitik treiben können oder müſſen, zur Tagesordnung übergehen, da die Sache einmal, glücklicherweiſe ſage ich, nicht mehr zu ändern iſt, und mit gegebenen Verhältniſſen rechnen. An den letztern kann ſie auch nichts mehr ändern, wenn ſie ſchadenfroh und indiscret die Rede eines deutſchen Conſuls von der weſtafrikaniſchen Küſte wiedererzählt, welche in Kamerun mehr deutſche Beamte als Kaufleute leben läßt. Wenn ſie das wüßte, was ſie wiſſen ſoll, ſo würde ſie nicht ſo haarſträubenden Unſinn ſchwatzen! Die Vorwürfe, welche ich der Preſſe im Intereſſe

deutscher Colonialbestrebungen und in ihrem eigensten Interesse machen muß, richten sich nicht nur gegen die Tagespresse; auch die in längern Zeiträumen erscheinenden Blätter haben manche Sünde auf dem Gewissen, um so mehr, als solche Familienzeitschriften noch jahrelang gelesen werden und jahrelang Unheil stiften können! Vor wenig Monaten erst fand ich in einem solchen Blatte eine Warnung gegen die Auswanderung nach Brasilien mit dem ermunternden Zusatz: wenn man auswandern wolle, so sollte man doch wenigstens nach den deutschen Colonien gehen! Ich finde es unverzeihlich, daß heute noch Blätter, welche in unserer Zeitschriftenliteratur einen hervorragenden Rang einnehmen und von vielen, vielen Tausenden aller Stände gelesen werden, Derartiges zu leisten vermögen.

Da sind auch eine Anzahl vielgelesener Witzblätter, aus welchen mancher Leser den Hauptttheil seiner colonialen Kenntnisse schöpft; sie sollten die Schärfe ihres Witzes an harmlosern, weniger Ernst erfordernden Angelegenheiten üben, denn die „colonialen Kalauer" nützen weder der colonialen Sache noch den principiellen Gegnern derselben, sondern nur der Würde, die auch das politische Witzblatt haben sollte. Ein bitteres Scherzwort, welches vor kurzem, gottlob! durch wenige Blätter nur die Runde machte und über die Geburt des ersten Deutschen in Kamerun und den Tod des letzten Deutschen daselbst „geistreich" witzelte, wird dem, der drüben deutsche Frauen in Kindesnöthen in fremdartiger Umgebung leiden und gebären, demjenigen, der drüben Deutsche im Todeskampfe ringen sah, nur das Roth der Scham über solche Roheit in die Wangen treiben. Unsere deutsche Presse singt das verdiente Lob unserer Geistesheroen in allen Tonarten und spendet einem weisen und kühnen Erforscher, wie G. Schweinfurth, Ruhm und Ehre bei jeder Gelegenheit. Warum hört sie nicht auf die mahnenden Worte, welche der tüchtigste Afrikagelehrte in zündender Rede gelegentlich der 59. Naturforscherversammlung im Angesicht Tausender von beifalljubelnden

Zuhörern auch ihr widmete? Warum beherzigt ſie nicht die Mahnungen, die ihr galten? Warum vertritt ſie nicht die Warnungen, die an andere verwandte Kreiſe gerichtet waren? Ich glaube nur eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich dieſelben wieder ins Gedächtniß rufe, denn bisher ſcheinen ſie wirkungslos verhallt zu ſein: „Was uns vor allem noththut, ſtmehr Ernſt in Fragen, die unſere Zukunft betreffen. Wie gering das Verſtändniß, trotz unſerer unaufhaltſam ſich Bahn brechenden Pioniere und unbekümmert um unſere zahlloſen Veröffentlichungen über Afrika — für unſere Aufgaben — noch in weiten Schichten der Bevölkerung iſt, das beweiſen mancherlei Erſcheinungen im öffentlichen Leben, die für unſere colonialpolitiſche Reife kein günſtiges Zeugniß ausſtellen; das beweiſen uns ganz klar und unverkennbar die kindlichen Scherze unſerer Witzblätter, für welche der Gedanke, daß es nun auch deutſche Neger gibt, zu einer unerſchöpflichen Quelle der Freude wird. Sie ſollten an die Rieſentochter erinnert werden, welche der Vater mit der Bemerkung zurückwies, daß der Bauer kein Spielzeug ſei. Theatraliſche Aufzüge, wo Kamerunneger auf Kamelen reiten, bildliche Schauſtellungen, wo unſere Colonialbeſtrebungen in Afrika mit den epochemachenden Daten der neueſten Entdeckungsgeſchichte in dem ehrwürdigen Rahmen der ägyptiſchen Antike dargeboten erſcheinen, wo bluttriefendes Elefantengemetzel zur Charakteriſtik von Großthaten der verdienteſten Afrikaforſcher herhalten muß, und ähnlicher Unverſtand!"

Seit Jahren verfolge ich aufmerkſam die deutſchen Publicationen colonialen Inhalts, ſeien es Broſchüren, Aufſätze in Tageszeitungen oder Fachblätter ſelbſt, und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß uns ein colonialeſ Blatt nothut, welches unabhängig iſt und unabhängig urtheilt. Die colonialen Fachblätter, welche bis heute erſcheinen, ſind nicht unabhängig, ſondern ſie dienen entweder beſtimmten Kreiſen, welche nur ihre eigenen Erwerbsintereſſen verfolgen, oder ſind Vereinsorgane, welche auch Rückſichten zu nehmen haben auf

ihnen nahestehende Personen und Sachen. Und je größer solche Vereine werden, desto größer wird auch die Zahl der Punkte, welche trotz des als selbstverständlich vorausgesetzten ehrlichsten Wollens ein unabhängiges Urtheil nicht immer erlauben. Daß unsere politischen Blätter die colonialen Vorgänge durch die Brille ihrer parteipolitischen Richtung betrachten, ist auch natürlich; und so möchte ich die Frage aufwerfen, ob die Zeit für ein unabhängiges Colonialblatt ohne politische Parteifärbung nicht gekommen sei, dessen rein sachlicher Inhalt der gesammten deutschen Presse im Interesse der colonialen Erziehung und Bildung zur weitesten Verbreitung verfügbar wäre!

Redlich bemühen sich coloniale Vereine, diese Bildung zu verbreiten, aber was nützt ihnen die ehrliche Arbeit, selbst auf die ihnen bewußte Gefahr hin, sich dadurch vorübergehend unpopulär zu machen, daß sie die Ansichten über die praktische Verwerthung unserer Colonien auf das ihnen durch die Wirklichkeit vorgeschriebene Maß zurückführen; was fruchtet ihr Mühen in engen Kreisen, da sie von der Presse so wenig unterstützt werden, oder in colonialfreundlichen Blättern oft eine Hülfe finden, welche nur schaden kann. Es bleibt unsern Vereinen da noch eine Riesenaufgabe, im Volke aufklärend zu wirken und Verständniß für die Nothwendigkeit und die Vortheile deutscher Colonisation in alle Kreise zu tragen; eine Riesenaufgabe, welche in ihrem Umfange und in ihrer Wichtigkeit nicht sportmäßigen Liebhabertrieb, sondern ernste Mannesarbeit verlangt, ausdauernde Hingabe und auch materielle Opfer die Hülle und Fülle! Nur selbstloses Eintreten, der Sache zu dienen, kann das Ziel colonialer Aufklärung erreichen, während persönliches Streberthum, Eitelkeit fröhnend, schaden muß. Wer tiefere Einblicke in die ganze Bewegung that, muß sich leider darüber klar geworden sein, daß die treibenden Personenkräfte sich nicht immer von lautern Motiven leiten lassen. Die einen suchen die Bewegung zu tragen,

zu fördern und in zweckmäßige Bahnen zu lenken mit Einſetzung ihres Könnens und Vermögens; andere ſchwimmen mit dem Strome, weil es opportun ſcheint und Mode iſt; noch andere aber laſſen ſich von der Bewegung tragen, ſuchen ſich zu fördern, indem ſie am Colonialaltar des Vaterlandes hinreißend hochklingende Phraſen opfern, um nacktеſtem Egoismus und ſchnöder Eitelkeit ein Mäntelchen umzuhängen! Jene glauben eine vaterländiſche Pflicht zu erfüllen; dieſe ſuchen auf dem vorhandenen Fundament der colonialen Bewegung ihr eigenes Lebensgebäude unter dem Schalle volltönender Reden als Retter des Vaterlandes und Erlöſer deutſchen Wirthſchaftslebens von fremdem Joche aufzubauen. Die Kräfte jener werden, fürchte ich, gegenwärtig nicht genügend ausgenutzt; die wortreichen egoiſtiſchen Leiſtungen dieſer werden ſpäter der verdienten Vergeſſenheit anheimfallen, nachdem ſie die ganze Bewegung discreditirt haben.

Es iſt überhaupt, wie ich mich verpflichtet fühle zu ſagen, ein gewagtes Ding, heutzutage ſchon ſeine perſönliche und materielle Zukunft auf die Coloniſation gründen zu wollen; denn wie es draußen in afrikaniſchem Lande noch manche Opfer koſten wird, ſo wird auch die heimiſche Entwickelung dieſer neuen Thätigkeit manche „verfehlte Exiſtenz“ ſchaffen. Die Coloniſation iſt heute noch keine Carrière, und wer ſich ihr widmet, hier oder dort, muß ſich mit dem Gedanken vertraut machen, daß ſie zunächſt eine dornenvolle, wenig dauernden Lohn verheißende iſt; muß ſich vergegenwärtigen, daß er einen mit Opfern an Zeit, Arbeit und Geld erlernten Beruf, zu welchem in vielen Fällen ſpäter keine Rückkehr mehr iſt, gegen eine noch unſichere Zukunft vertauſcht. Es werden noch Jahre vergehen, ehe ſich eine „Colonialcarrière“ herausgebildet hat, in welcher man von Stufe zu Stufe fortrückt, wie in jedem andern Zweige menſchlicher Thätigkeit der Geſelle auf den Lehrling, der Meiſter auf den Geſellen und der Student auf den Schüler, der Beamte, Arzt u. ſ. w. auf den Studenten

folgt. Bis dahin werden wir auch in Deutschland, wie es wol überall im Beginn der Colonisation gewesen ist, manchen „Pionier" beiseitegeschoben sehen, um andern Platz zu machen und die Zahl der Unzufriedenen und die Menge des gebildeten, erwerbslosen Proletariats zu vermehren.

Die Arbeit derer, die es übernehmen, die coloniale Sache so populär zu machen, daß sie befruchtend auf das Denken und Arbeiten des Volkes wirke, ist eine umfangreiche und bietet doch der Arbeitsmittel nur wenig andere als das eigene Beispiel, das geschriebene und gesprochene Wort und den Anschauungsunterricht, solange nicht die wirksamsten Lehrmeister auf allen Gebieten: praktische Erfolge, in den Kampf geführt werden können! Unermüdliche Thätigkeit in Schrift und Wort, durch die selbst noch lehrbedürftige Presse, durch billige Broschüren und Flugblätter und vor allem durch die lebendige, eindrucksvolle Rede tüchtiger, erfahrungsreicher Männer — das sind die Hauptmittel für die belehrende Agitation der Vereine, welche, das gemeinsame Ziel *selbstlos* verfolgend und Kräftezersplitterung meidend, über gemeinsamen Arbeitsplan sich ehrlich zu einigen haben. Tausende von *planvoll aneinander gereihten* Vorträgen sind nöthig, um die Massen anzuregen und das Bedürfniß nach Weiterbildung in sie zu pflanzen; nicht Vorträge voll Theorie und Phrasendrescherei, sondern voll praktischen Lebens von Männern, die „mitten drin" standen, die draußen mitarbeiteten, Erfahrungen mühevoll errangen oder einen Ueberblick über die gleichen Vorgänge bei andern Völkern besitzen; Vorträge, die nicht allein unterhalten, sondern zur Arbeit treiben; die nicht auf den engen Vereinskreis sich beschränken, sondern allen Klassen offen stehen; sowol dem Fabrikanten und Kaufmann wie dem kleinen Handwerker und Arbeiter klar machen, daß unser großer Staatsmann uns noch in letzter Stunde Colonien sicherte, um einer Vergrößerung unsers Ausfuhrhandels nationale Gebiete zu schaffen, welche durch

ihre Production uns unabhängig von den Lieferungen fremder Völker machen sollen; daß, wenn uns auch der Wunsch nach deutschen Auswanderungsgebieten noch nicht erfüllt ist, die deutsche Cultivation in den Tropen an wirthschaftlichem Nutzen und culturellem Werth den materiellen Nutzen der Auswanderung in eigene Colonien überragt; daß ferner unsere Bestrebungen uns nicht in kurzen Jahresreihen, sondern erst nach weitern Zeitspannen gelohnt werden, wie auch andere Völker nicht schon am Tage nach der Besitzergreifung tropischer Länder reich wurden, sondern diesen Reichthum erst in langem Mühen und nach vielem Schweiße erwarben. Dem Kaufmann und Gewerbtreibenden muß klar gemacht werden, welcher Ausdehnung seine Erwerbsthätigkeit fähig ist, wenn die deutsche Colonisation ihrem Ziele zustrebt. Die deutsche Waare soll Afrika erobern! Die eingeborenen kleinen Pflanzer, welche ich erwähnte (S. 136), werden mit dem Fortschreiten ihrer Arbeit steigende Abnehmer deutschen Fabrikats werden, und diese Vergrößerung unserer Ausfuhr scheint mir mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, als die Nationalisirung unsers Imports. In diesem Sinne bleiben die hamburger und bremer Kaufleute, welche draußen Factoreien haben, die Pioniere und dauernden Träger deutscher Culturarbeit, besonders wenn sie, wie ihnen dank den Fortschritten unserer Industrie auch im eigenen pecuniären Interesse immer leichter gemacht wird, nur deutsche Waare vertreiben. „Mit jedem Stücke fremder Waare, welche sie durch deutsche verdrängen, legen sie einen Stein für unsere wirthschaftliche Größe. Jede Million, die sie verkaufen, hat in Deutschland viel Segen, vielen fleißigen Händen Brot verschafft.“[1] Das ist einer der Wege zur Abhülfe der Schäden, welche unserer Auswanderung immer größere Mengen zuführt, die aus frühern Söhnen uns

[1] Vgl. Julius Rademacher, Der deutsche Kaufmann und seine neuen Aufgaben, abgedruckt in der „Revue coloniale internationale“ (Amsterdam, V, 1887) S. 240.

im Auslande zu Concurrenten erwachsen; je mehr wir aufnahmefähige Gebiete für unsere Industrieproducte schaffen, desto weniger wird man von Auswanderung fördernder „Uebervölkerung" sagen können. Und in dem afrikanischen Deutschland neue Aufnahmegebiete zu schaffen, durch culturelle Hebung der Eingeborenen zu schaffen, das ist das Ziel deutscher Colonialpolitik, für welches Verständniß und Interesse in allen Kreisen unsers Volkes, weil es alle angeht, anzubahnen und zu pflegen ist. So darf ich wol sagen, daß der Bau unserer Hoffnungen vor allem sich auf die Erziehung der Eingeborenen zu selbständiger Erwerbsarbeit als nothwendigstes Fundament stützen muß.

Die Natur in unsern Colonien ist unserm Volke zu schildern, besonders soweit sie für unsere Erwerbsthätigkeit in Frage kommt. Nicht von rauschenden Palmenwipfeln und Kolibris sollte man erzählen, sondern von der Oelpalme und ihrem Ertrage und der Verwerthung desselben. Vom Menschen sollte man sprechen, von dem schwarzen Arbeiter der Tropen, seinem Leben und Empfinden, seinen Sitten und Anschauungen, um zum Nachdenken über die Verwerthung auch dieses Schatzes unserer Colonien anzuregen. In Sammlungen sollte man zeigen, was diese Gebiete jetzt hervorbringen, den Werth dieser Producte für den Welthandel und für Deutschland darstellen, die Producte anderer Colonien vorführen und beleuchten, wie viel wir dafür an fremde Länder zu bezahlen haben. Nicht die traumselige Phantasie ist durch schöne Schilderungen zu fördern, sondern der praktische Geist des Erwerbs ist durch die Erörterung unserer Bedürfnisse und der Art und Kosten der Befriedigung derselben zu bilden, der Blick in die Welt jenseit der Grenzpfähle zu weiten, sodaß der Welthandelsgeist, den Hübbe-Schleiden so sehr vermißt, in unserm Volke aufblühe und es zu energischem, stetigem Thun aneifere. Und das ist nicht durch die literarische Thätigkeit, durch Vorträge und Schaustellungen allein zu erreichen, sondern jeder, dem

es gegeben ist, sollte es sich zur gewissenhaften Pflicht machen, in seinem täglichen Verkehr, der ihn mit dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Kaufmann geschäftlich zusammenführt, sein Samenkorn auszustreuen. So wird es nicht allzu lange währen, bis wir in unserer Heimat selbst eine Generation haben, deren Verwendung als Culturpioniere in unsern Coloniegebieten uns tausendfach die Mühen der Bildungsarbeit aufwiegt. Nach meiner Ueberzeugung hat die Thatsache, daß wir Colonien *haben*, neben allem andern noch den nicht zu unterschätzenden Werth, daß sie uns in der Heimat zum Arbeiten und Denken anregt, daß wir selbst durch die Colonien erzogen werden zu Colonisatoren, und um so leichter, als die colonisatorischen Talente der Deutschen von allen andern Völkern einstimmig und immer wieder anerkannt werden. Dann werden wir Menschenmaterial, wie wir es für unsere Cultivationsarbeit in Afrika brauchen, sei es als Privatangestellte, als selbständige Pflanzer oder als Regierungsbeamte, vorbereitet haben und vertrauensvoll in die Zukunft Deutsch-Afrikas blicken können. Aber gerade die Vorbereitungen erfordern die größte Sorgfalt und Umsicht, denn sie bilden das Fundament, auf dem das Ganze einst sicher ruhen soll.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schließt eine Leitartikelserie über „Deutsches Colonialstaatsrecht"[1] mit den Worten: „Je gedeihlicher und bedeutender sich die Entwickelung des deutschen Colonialwesens gestalten wird, um so mehr wird auch das Reich veranlaßt sein, Mittel für derartige Bestrebungen aufzuwenden." Ich möchte nicht der Schwarzseherei bezichtigt werden, wenn ich die Befürchtung ausspreche, daß diese Worte einen verhängnißvollen Irrthum in sich schließen. Nach meiner Kenntniß der Dinge und Verhältnisse würde dieser Satz in einiger Umstellung richtiger lauten, nämlich: Je mehr sich das Reich derartiger Bestrebungen durch Ver-

[1] Vgl. Nr. 410 vom 3. September 1887.

wendung entsprechender — nicht nur materieller — Mittel zweckmäßig annimmt, desto gedeihlicher und bedeutender wird sich die Entwickelung des deutschen Colonialwesens gestalten! Ich verlange nicht kolossale Summen vom Reiche, sondern halte verhältnißmäßig kleine Beträge, wie sie vielen heimischen Instituten jährlich gespendet werden, für genügend, und ich wünsche besonders jetzt, in dem Stadium der Vorbereitungen und der experimentellen Colonisationspolitik, die leitende und anordnende Hand der Reichsregierung, welche von ihrem zahlreichen Beamtenpersonal in allen civilisirten Tropenländern zuverlässigeres und reicheres Informationsmaterial erhalten und in einer Hand nutzanwendend für unsere Verhältnisse verarbeiten kann, als es Privaten jemals möglich ist. Wenn der große Kanzler bei anderer Gelegenheit einst das muthige Wort sprach, er wolle Germania in den Sattel heben, dann würde sie schon reiten, so ist meine Ueberzeugung, daß es mit dem Sattel allein noch nicht gethan ist, sondern daß zum Reiten auch die Zügel und — die Kenntniß in der Führung derselben nöthig sind! Ohne daß die Vorsichtsmaßregeln und Vorarbeiten, deren Art ich in diesen Blättern öfters andeutete, getroffen werden, stehen uns, fürchte ich, noch manche bittere Erfahrungen bevor. Es ist nicht ausgeschlossen, daß große Privatkapitalien verbraucht werden, ohne daß in die Augen springende Erfolge erzielt wurden; dann aber wird, wie wir unser deutsches Volk von heute noch kennen, die Erneuerung dieser Kapitalien, um die allzu theuer bezahlten Erfahrungen nun auszunutzen, eine sehr schwierige, vielleicht unmöglich sein — wenn bis dahin nicht britischer Welthandelsgeist auch bei uns seine Heimstätte aufschlug. Dann ist der Wagen in den Sumpf gefahren, und der Reichstag, der vielleicht heute verhältnißmäßig geringfügige Summen versagt, wird dann, um die Ehre des deutschen Namens zu retten und deutsche Culturarbeit zu erhalten, unendlich viel tiefer in die Tasche des Reiches greifen müssen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisewerke über Afrika.

Baker, Sir S. White. Cypern im Jahre 1879. Aus dem Englischen von R. Oberländer. Autorisirte Ausgabe. Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Böhm, R. Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von Hermann Schalow. Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Buchholz, R. Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen. Von C. Heinersdorff. Mit Abbildungen und Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Cameron, V. L. Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Mit 156 Holzschnitten, 4 Tafeln und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Falkenhorst, C. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 43 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst, C. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Zweite Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Farini, G. A. Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

von Freeden, W. Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reisewerken zusammengestellt. Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Hartmann, R. Die Völker Afrikas. Mit 94 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Hübner, A. Freiherr von. Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. 2 Bände. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Johnston, H. H. Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Johnston, H. H. Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Kremer, A. von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit 1 Karte. 2 Theile. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Lenz, O. Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Lüttke, M. Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und Islams. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 20 Pf.

Müller, Max. In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gustav Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Pietsch, L. Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Rohlfs, G. Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2 Theile. Mit zwei Karten. 8. Geh. 14 M. Geb. 16 M.

Rohlfs, G. Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Rohlfs, G. Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen. Mit 20 Separatbildern und 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Schmidt, K. W. Sansibar. Ein ostafrikanisches Kulturbild. Mit 15 Abbildungen und einem Plan. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Schweinfurth, G. Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. 2 Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Schweinfurth, G. Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes Centralafrikanischer Völker. Mit 21 lithographirten Tafeln. — A. u. d. T.: Artes Africanae. Illustrations and descriptions of productions of the industrial arts of Central African tribes. With XXI lithographed plates. Folio. Cart. 24 M.

Sibree, J. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Titelbild und 2 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Soyaux, H. Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Theile. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Speke, J. H. Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und Holzschnitten. 2 Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40 Pf.

Stanley, Henry M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage, mit einem Lebensabriß Livingstone's vermehrt. 2 Bände. Mit 54 Abbildungen und Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.

Stanley, Henry M. Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die großen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. Zweite Auflage. Neue Ausgabe. 2 Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley, Henry M. Der Kongo und die Gründung des Kongostaates: Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit über 100 Abbild., 2 großen und mehrern kleinern Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Welttheil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Thomson, J. Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Viktoria-Nyansa in den Jahren 1883 und 1884. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Weber, E. von. Vier Jahre in Afrika. 1871—75. Mit Abbildungen, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DT
351
S6

Soyaux, Herman
Deutsche Arbeit in Afrika

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 20 03 12 010 9